

phänomene anwendet. Auf besonders grosse Resonanz ist in den letzten Jahren die *Handlungstheoretische Semantik* gestossen. Diese untersucht in der Nachfolge des späten Ludwig Wittgenstein, inwiefern die Bedeutung sprachlicher Zeichen in der konkreten Sprachverwendung konstituiert wird. Abgesehen von ihrem praktischen Nutzen etwa bei der Erklärung von Bedeutungswandel ist dieser Ansatz vor allem deshalb hochinteressant, weil er die linguistische Semantik mit Grundsatzfragen aus der philosophischen Semantik konfrontiert, die nichtsweniger als das Fundament des Faches (etwa die Trennung von Semantik und Pragmatik und das Postulat einer deskriptiven, entkontextualisierten Bedeutung) betreffen. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Auseinandersetzungen mit den eigenen Grundlagen auf die weitere Entwicklung des Faches auswirken werden.

4.11.5 Weiterführende Literatur

Einführendes, Überblicksdarstellungen und Handbücher: Seit Beginn der 90er Jahre ist eine Fülle sehr guter Einführungen in die Semantik mit jeweils spezifischen Schwerpunkten erschienen. Besonders empfehlenswert und gut lesbar ist Löbner (2002, deutsche Übersetzung 2003). Eine bündige und gute Einführung in die lexikalische Semantik ist Blank (2001). Von den zahlreichen englischsprachigen Einführungen kann nur eine Auswahl erwähnt werden. Saeed (2003) bietet eine umfassende Einführung in Grundlagen und moderne Ansätze der Forschung. Zusammenfassende Beiträge zu neueren Theorien bietet das Handbuch von Lappin (1996). Einen breiten Überblick vermittelt auch die neueste Einführung von Lyons (1996).

Strukturelle Semantik: Die umfassendsten Einführungen in ihre Theorien bieten die vorgestellten Autoren selbst (bes. Jackendoff 1990, Wierzbicka 1996). Allerdings ist insbesondere Jackendoff für nicht Eingeweihte schwer zu lesen. Als kursorische Einführung in beide Methoden, insbesondere zu Wierzbicka, empfiehlt sich Goddard (1998). Saeed (2003) enthält einen guten Überblick über beide Theorien sowie über weitere neuere strukturelle Ansätze.

Formale Semantik: Eine verständliche und gut strukturierte deutschsprachige Einführung bietet Lohnstein (1996). Der zweite Teil des Arbeitsbuches von Schwarz/Chur (1993) widmet sich ebenfalls der Formalen Semantik. Von den zahlreichen englischsprachigen Einführungen zum Thema empfehlen sich de Swart (1998), Kearns (2000) sowie aus Sicht der Generativen Grammatik Heim/Kratzer (1998). Eine repräsentative Auswahl einiger klassischer Aufsätze enthält der Sammelband von Portner/Partee (2002).

Dynamische Semantik: Vgl. zu grundsätzlichen Überlegungen Chierchia (1995), zusammenfassend auch de Swart (1998) und Jaszczolt (2002). Die zentrale Arbeit zur *Discourse Representation Theory* ist das umfassende, zweibändige Werk von Kamp/Reyle (1993).

Kognitive Semantik: Eine Einführung in die Kognitive Linguistik mit Schwerpunkt Kognitive Semantik ist Ungerer/Schmidt (2001). Einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand bietet Blank (2001). Auch Schwarz (1994) ist hinsichtlich der grundsätzlichen Positionen noch aktuell. Als Grundlagenwerk weithin beachtet ist Talmy (2000). Dieses auf Aufsätzen beruhende zweibändige Werk versteht sich aber weniger als Überblick über den Theoriestand denn als theoretisches Manifest und erfordert daher einige Vorkenntnisse.

Neuere Entwicklungen der *Prototypentheorie* skizzieren die Einführung von Kleiber (1993) und der Sammelband von Mangasser-Wahl (2000). Grundlegend zur *Mehr-Ebenen-Semantik* sind Bierwisch/Lang (1989), Schwarz (1992) und Blank (2000a). Das Standardwerk zur *Metaphertheorie* ist Lakoff/Johnson (1980); Liebert (1992) bietet eine sehr brauchbare Theoretisierung des Ansatzes. Vgl. zur *Metonymie* die Beiträge in Panther/Radden (1999).

Ausblick: Vgl. einführend zur *Historischen Semantik* Fritz (1998), zur *Handlungstheoretischen Semantik* Gloning (1996) sowie zu deren sprachphilosophischen Hintergründen die kontroversen Beiträge in Krämer/König (2002).

5. Pragmatik

5.1	Die Fragestellungen der Pragmatik	197
5.1.1	Pragmatik und Kommunikation	197
a)	Kommunikation	197
b)	Ein Kommunikationsmodell	198
c)	Pragmatik	201
5.1.2	Die Fragestellungen der Pragmatik	201
a)	Gesagtes und Mitgeteiltes	202
b)	Mitgeteiltes und Gemeintes	203
c)	Die Gestaltung des kommunikativen Austauschs	204
5.1.3	Verschiedene Pragmatiktheorien	205
5.1.4	Die Stellung der Pragmatik in der Linguistik	206
5.2	Sprechakttheorie	206
5.2.1	Vorbemerkung	206
5.2.2	Der Ausgangspunkt der Sprechakttheorie	207
a)	Performative und konstative Sätze	207
b)	Probleme mit der Dichotomie konstativ/performativ	208
5.2.3	Grundbegriffe der Sprechakttheorie	210
a)	Der Sprechakt und seine Teilakte	210
b)	Zu den Teilakten	211
c)	Das Verhältnis der Teilakte zueinander	212
5.2.4	Sprechaktregeln	213
5.2.5	Wie werden Illokutionen signalisiert?	214
5.2.6	Indirekte Sprechakte	216
5.2.7	Sprechaktklassifikation	217
5.2.8	Zum Stellenwert der Sprechakttheorie	218
5.3	Konversationsmaximen und konversationelle Implikaturen	219
5.3.1	Kooperationsprinzip und konversationelle Implikatur	219
a)	Grundlagen	219
b)	Ein Beispiel	220
c)	Konversationelle Implikatur	222
5.3.2	Die Konversationsmaximen	222
5.3.3	Abschliessende Bemerkungen	225
5.4	Neuere Entwicklungen	227
5.4.1	Informationsstruktur	227
5.4.2	Deixis	228
5.4.3	Die Erben von Grice	229
5.4.4	Sprechakttheorie und der Begriff des Performativen	231
5.4.5	Weiterführende Literatur	232

Einleitung

Die Wurzel des Wortes *Pragmatik* ist das griechische Wort *pragma*; es bedeutet "Sache", "Ding", aber auch "Tun", "Handeln". Im Alltagssprachlichen Gebrauch des Wortes heisst *pragmatisch denken* oder *pragmatisch handeln*: in bezug auf konkrete Sachen, erfolgsorientiert, undogmatisch denken oder handeln; hier ist also die erste Bedeutung angesprochen. *Pragmatik* in linguistischem Zusammenhang bezieht sich auf die andere Bedeutung und meint: Lehre vom Zeichengebrauch, Lehre vom Sprachhandeln.

Pragmatik ist in der hier verwendeten Bedeutung ein junger Begriff. Er stammt aus den *Zeichentheorien* von Ch. S. PEIRCE und Ch. W. MORRIS (vgl. Kapitel 1). Dies heisst nicht, dass die Formen des Sprachgebrauchs nicht schon früher in vielerlei Hinsicht zum Objekt der Reflexion geworden sind. Die lange europäische Tradition der *Rhetorik* etwa vereinte ihre Lehre vom Aufbau und den sprachlichen Figuren von Texten mit einem tiefen Interesse für deren kommunikative Wirksamkeit. Dieser zweite Aspekt – die Frage, wie durch Sprachgebrauch etwas bewirkt werden kann – ist in einigen Ansätzen der heutigen Pragmatik wieder zu einem zentralen Thema geworden, allerdings in einer allgemeineren, begrifflich völlig anders formulierten Weise.

In der Sprachwissenschaft bildete das Phänomen des Sprachgebrauchs lange Zeit nur den Hintergrund für das eigentliche Bemühen, das sich auf die Sprache selbst richtete. Interesse am Sprachgebrauch und seinen Regeln blieb sporadisch und eigentlich folgenlos. Diese eindeutige Perspektive wird etwa deutlich in de SAUSSURES Entgegensetzung von *langue* und *parole*. Der definierte Begriff in diesem Paar ist *langue*. *Parole*, das Sprechen, ist nur negativ bezeichnet als das, worin die *langue* sich zwar manifestiert, aber gleichzeitig eben nicht mehr als *langue* gefasst werden kann. So sehr de Saussures Werk den Beginn der neueren Sprachwissenschaft markiert, so sehr bleibt es in dieser Beziehung der sprachwissenschaftlichen Tradition und ihrem Desinteresse für die pragmatischen Aspekte verhaftet. Die Entfaltung der modernen Sprachwissenschaft bis hin zu CHOMSKY folgte weithin dieser Spur. Chomskys Begriffspaar *Kompetenz-Performanz* kann zumindest in dieser Hinsicht noch als Echo der Saussureschen Dichotomie verstanden werden.

Das heisst nicht, dass der Sprachgebrauch und seine Eigendynamik einfach übersehen wurden. So stellte z.B. BÜHLER (1934) pragmatische Phänomene sehr eindrücklich dar. Sein Ansatz blieb aber im Rahmen der Linguistik weitgehend unbeachtet. Erst in den siebziger Jahren begannen mehr als vereinzelte Sprachwissenschaftler ein Interesse an pragmatischen Fragen zu zeigen. Die Anstösse dazu kamen aus verschiedenen Richtungen.

Innerhalb der Linguistik zeigte sich z.B. in der Ausarbeitung einer Grammatik auf generativer Grundlage immer wieder, dass gewisse Phänomene nur unter Einbezug nichtsprachlicher, situationsbezogener Kategorien erklärt werden können. Auf einer völlig anderen Ebene liegend, aber in ihrem Effekt v.a. im deutschsprachigen Raum wichtiger, war die Forderung von Studierenden und vorab jüngeren Dozentinnen und Dozenten der 68-er Generation, die Linguistik aus einer "Spielerei im Elfenbeinturm" zu einer "sozial nützlichen Wissenschaft" zu machen – und dies konnte am klarsten durch eine Ausweitung ihres Gebietes auf das für Gesellschaft und Schule wichtige Feld der Sprachverwendung geschehen. Im Hintergrund stand dabei sicher auch die Tatsache, dass in den Einzelphilologien, wo wahrscheinlich die grösste Zahl von Studierenden mit der Sprachwissenschaft in Berührung kommt, weniger professionelle Linguisten als Germanisten, Anglisten usw. ausgebildet werden, viele davon zukünftige Lehrer, Medienschaffende usw. Es ist kaum ein Zufall, dass gleichzeitig auch die Soziolinguistik ihren Aufschwung nahm und einen breiten Kreis von Interessenten fand (vgl. Kap. 8). Diese 'pragmatische Wende' der Linguistik, begleitet von mancherlei Verschiebungen in Studiengängen, Forschungsschwerpunkten und Stellenplänen, bereicherte den Phänomenbereich erheblich, der heute

Gegenstand der Sprachwissenschaft ist. Die damit ausgelöste Bewegung ist noch nicht abgeschlossen. Während pragmatische Untersuchungen aus der Sprachwissenschaft nicht mehr wegzudenken sind, ist ihr Verhältnis zu den traditionellen Kernbereichen der Linguistik noch keineswegs zufriedenstellend definiert. Einige Hinweise auf die Bruchlinien, die da auszumachen sind, werden im folgenden gegeben (5.1, vgl. auch 4.10, 9.3.4f.).

Wir haben eben gesagt, dass die Pragmatik sich für Dinge interessiert, die in den Entwürfen von de Saussure und Chomsky dem Bereich der *parole*, der Performanz zugewiesen worden waren. Aus der Perspektive dieser systemlinguistischen Theorien ist dieser Bereich der Sprachverwendung der Bereich der *tokens*, der je einzelnen Anwendungen der vom System her gegebenen Möglichkeiten, der *types*. Aus der Perspektive der Pragmatik nun ist diese Sicht zumindest zu einfach. Sprachgebrauch in Situationen, Sprachgebrauch zu Zwecken der Kommunikation ist nicht bloss Anwendung von sprachsystematischen Möglichkeiten. Vielmehr wird die Auswahl aus den gegebenen Möglichkeiten von den Sprechenden gesteuert. Diese Steuerung erfolgt auf der Grundlage ihrer *Intentionen* (sie wollen ja ausdrücken, was sie meinen, nicht einfach wohlgeformte Sätze äussern), aber auch auf der Grundlage von *Regeln des kommunikativen Umgangs*. Was ich sagen will, drücke ich jeweils ganz anders aus, je nachdem, ob ich mit einer befreundeten, fremden, vorgesetzten usw. Person spreche, und sehr oft kann ich diesen verschiedenen Adressaten gegenüber gar nicht über dasselbe sprechen – es gibt Dinge, die ich mit dem einen, nicht jedoch mit dem anderen bereden kann und will. Darin drückt sich eine teilweise sehr verbindliche, teilweise nur als Tendenz wirksame soziale Regulation der Kommunikation aus.

Die Regeln und Regularitäten des kommunikativen Umgangs sind das Thema der Pragmatik. Sie ist demnach keine Wissenschaft der *tokens*, sie interessiert sich nicht primär für die einzelnen Äusserungen. Vielmehr interessiert auch sie sich für die Regularitäten, die Muster oder *types*, die in diesen Äusserungen, in der Wahl von bestimmten Aussageweisen und Kommunikationsmustern wirksam werden. Aber die Muster, die sie beschreibt, sind nicht Muster des Sprachsystems, sondern des Gebrauchs von Sprache in Situationen. Aus der Perspektive der Pragmatik steht hinter den Phänomenen der *parole*, der Performanz nicht nur das Zeichensystem der Sprache, sondern auch das System der Sprachgebrauchsregeln. Erst beide zusammen erlauben es, die Art und Weise, wie Menschen sprechen, einigermassen umfassend zu beschreiben.

Im ersten Abschnitt dieses Kapitels werden die Fragestellungen der Pragmatik im Gebiet zwischen Systemlinguistik einerseits, Kommunikations- und Handlungstheorie andererseits skizziert. Dabei wird deutlich, dass es verschiedene pragmatische Fragestellungen gibt, dass der Bereich der Pragmatik von ganz unterschiedlichen Perspektiven her betrachtet werden kann. Wir unterscheiden hier drei solcher Perspektiven: Pragmatische Untersuchungen können betreffen: a) das Verhältnis von sprachlich Geäussertem und dem, was damit über die Welt ausgesagt wird; b) das Verhältnis von sprachlich Geäussertem und dem, was ein Sprecher oder eine Sprecherin damit der angesprochenen Person gegenüber überhaupt bezwecken kann; c) die Art und Weise, wie Kommunizierende ihren sprachlichen Austausch gestalten. Die Untersuchung der zwei ersten Perspektiven macht den eigentlichen Kern der linguistischen Pragmatik aus (vgl. 5.1). Wir werden zu der ersten dieser pragmatischen Perspektiven hier nicht viel sagen, dafür die zweite etwas ausführlicher darstellen. Zuerst wird die *Sprechakttheorie* vorgestellt, der bis anhin erfolgreichste Versuch zu erklären, was es heisst, durch Sprechen zu handeln (5.2). Im Anschluss daran gehen wir auf das Konzept der *konversationellen Implikatur* ein; es steht im Kontext einer Theorie, welche unabdingbare Rahmenbedingungen für jede Kommunikation formuliert (5.3).

Lesehinweise

Einführendes und Überblicksdarstellungen: Eine erste Orientierung gibt Wunderlichs Grundsatzartikel von (1970) oder die Überblicksdarstellung von Schlieben-Lange (1975). Einen ausführlichen Überblick verschafft Levinson (1990). Eine schwierige, vertiefende Lektüre bietet Meggle (1981). Die verschiedenen Formen sprachlicher Kommunikation besprechen Burger/Imhasly (1978). Watzlawick/Beavin/Jackson (1974) beleuchten Formen und Paradoxien menschlicher Kommunikation auf sehr eingängige Weise, allerdings nicht aus linguistischer Perspektive.

Systemlinguistik und Pragmatik: Semantische und pragmatische Aspekte von Satzbedeutungen untersucht Polenz (1985). Das Verhältnis von systemlinguistischen und pragmatischen Betrachtungsweisen und die Grenzziehung zwischen ihnen ist Thema der Beiträge im Sammelband von Meibauer (1987).

Handlungstheorien und Sprachhandlungstheorien: Allgemeine Darstellungen zur handlungstheoretischen Basis des Sprachgebrauchs sind zu finden in Harras (1983), Bayer (1984). Falkenberg (1982) entwirft – am Beispiel des Lügens – eine Theorie der sprachlichen Täuschung.

Sprechakttheorie: Einführend ist Hindelang (1994). Die Urschriften der Sprechakttheorie sind die Bücher Austins und Searles (deutsche Übersetzung: Austin (1979) und Searle (1971)). Searle führt seine sprachtheoretischen Überlegungen weiter aus in Searle (1982). Eine Diskussion der Sprechakttheorie findet sich in den Beiträgen von Wunderlich (1976) und im Sammelband von Grewendorf (1979). Lange (1984) untersucht einen Sprechakttyp, den der Entschuldigung, vor allem unter dem Aspekt der Höflichkeit. Rhetorische Fragen und die Beziehungen zwischen Fragesatz-Form und Frage-Akt behandelt Meibauer (1986). J. Klein (1987) beschreibt die konklusiven Sprechhandlungen des Begründens, Folgerns, Rechtfertigens usw. Eine Studie über Perlokutionen ist Eyer (1987).

Konversationelle Implikatur: Die Grundsätze sind niedergelegt in Aufsätzen von Grice (etwa 1968 und v.a. 1975). Das kommunikative Prinzip der Kooperation wird unter verschiedenen Perspektiven diskutiert in den Beiträgen in Liedtke/Keller (1987). Eine Diskussion der Griceschen Theorie (und darauf aufbauend der Entwurf einer formalen Theorie der Kommunikation) findet sich in Meggle (1981). Eine längere Darstellung und Besprechung findet sich auch im bereits erwähnten Buch von Levinson (1980). Eine anspruchsvolle Studie, die von der Griceschen Maxime der Relevanz ihren Ausgangspunkt nimmt, ist Sperber/Wilson (1986).

Kommunikationsideale, die in verschiedenen Epochen der abendländischen Geschichte wirksam waren, beschreibt Göttert (1988). Ueding/Steinbrink (1986) geben einen Abriss der Geschichte der Rhetorik und ihrer Lehre. Zur Rhetorik vgl. auch das umfassende "Historische Wörterbuch der Rhetorik" von Ueding (1992ff.). Ong (1987) ist eine Studie, die den Einfluss der Schrift auf die Formen des Denkens und des Sprachgebrauchs untersucht und – z.T. recht global – orale und literate Kultur miteinander vergleicht.

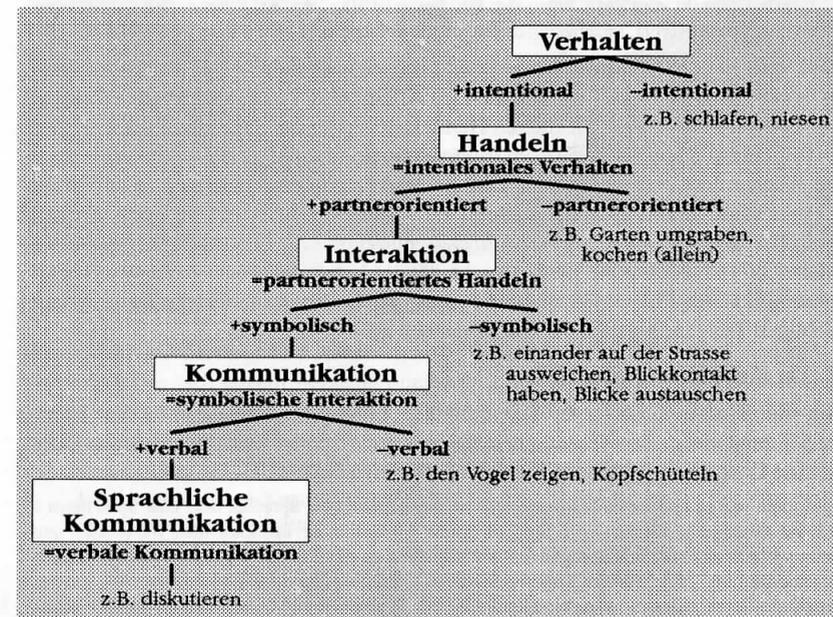
5.1 Die Fragestellungen der Pragmatik

5.1.1 Pragmatik und Kommunikation

Pragmatik als Untersuchung des Sprachgebrauchs steht in grosser Nähe zu der Disziplin, welche die Kommunikation zu ihrem Thema macht: die Kommunikationstheorie. Der Gegenstandsbereich der Pragmatik lässt sich am besten skizzieren anhand des Kommunikationsbegriffs, deshalb soll davon zuerst die Rede sein.

a) Kommunikation

Kommunizieren ist eine besondere Form des Verhaltens. Eine erste Annäherung an den Begriff der Kommunikation lässt sich am besten geben durch eine Skizze der Kriterien, welche die diversen menschlichen Verhaltensformen gegeneinander abgrenzen. Als obersten Begriff können wir den sehr unspezifischen des *Verhaltens* einsetzen: Jede Lebensäußerung von Mensch oder Tier lässt sich darunter fassen. Die speziellen Formen des Verhaltens zeichnen sich aus durch zusätzliche Bestimmungen, die ihre jeweilige Besonderheit bezeichnen. Jeder neue Begriff ist reicher an inhaltlichen Bestimmungen, er deckt damit einen zunehmend kleineren Bereich des Verhaltensspektrums ab. Kommunikation ist durch wichtige Kriterien von den übrigen Verhaltens- und Handlungsweisen unterschieden (Schema 5-1).



[Schema 5-1]

Erläuterungen zu Schema 5-1:

- Kommunikation wird oft als *kommunikatives Handeln* bezeichnet, sprachliche Kommunikation als *Sprechhandeln*. Damit wird die Grundbestimmung der Intentionalität hervorgehoben, die das menschliche Tun auszeichnet und einen Kernpunkt in allen Humanwissenschaften bildet.

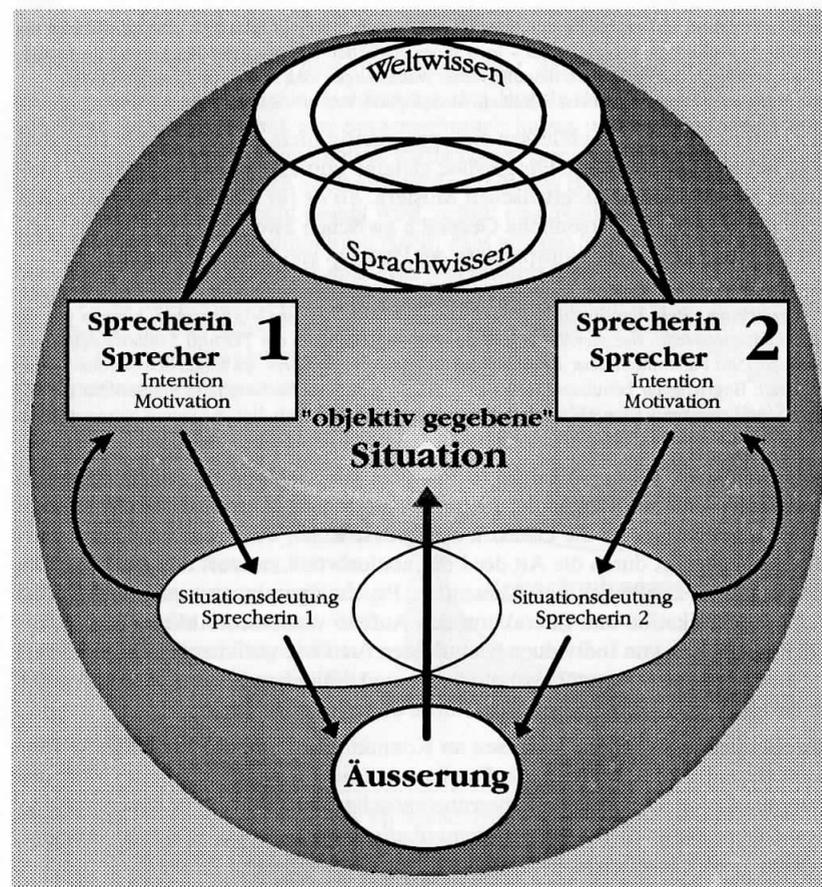
- Den unterschiedlichen Bereichen entsprechen verschiedene Wissenschaften: Ethologie (Verhaltenslehre), Handlungstheorie, Interaktionstheorie, Kommunikationstheorie, Sprechhandlungstheorie. Mit Ausnahme der Ethologie bilden sie das Gesamt der Handlungswissenschaften.
- Beispiele für nicht-symbolische Interaktion gibt es viele (etwa auch: sich gegenseitig in die Augen schauen, zusammen im Wald rennen gehen, schmuse usw.). Meistens muss man jedoch annehmen, dass vorherige oder begleitende Kommunikation bei diesen Aktivitäten eine gewichtige Rolle spielt. Man kann versuchen zu unterscheiden zwischen partnerorientiertem Handeln, das durch Kommunikation *bloss koordiniert* wird (ein Haus bauen, fast alle körperliche Arbeit), und partnerorientiertem Handeln, das durch Kommunikation *konstituiert* wird (Diskussion, Schulunterricht, Forschung).
- In diesem Schema erscheint Zeichengebrauch als intendiert und als partnerorientiert, Sprachgebrauch als (interaktives) Sprechhandeln. Es ist jedoch fraglich, ob dies den gesamten Bereich des Zeichengebrauchs abdeckt. Tagebuchschreiben z.B. ist symbolisches Handeln, aber nicht eigentlich partnerorientiert. (Die in 1.3.c aufgeworfene Frage, ob es Zeichengebrauch auch ausserhalb der Kommunikation gibt, soll hier nicht wiederaufgenommen werden. Sie wird durch dieses Schema wohl etwas zu eindeutig beantwortet. Die Frage ist im Rahmen der Pragmatik aber kaum thematisiert worden und spielt für die im folgenden zu diskutierenden Sachverhalte keine Rolle.)
- Ebenfalls im Semiotik-Kapitel (in 1.3.c) haben wir auf P. WATZLAWICKs These hingewiesen, dass man "nicht nicht kommunizieren kann". Diese These beruht darauf, dass Watzlawick auch nicht-intentionales, nicht-interaktives Verhalten – weil es interpretierbar ist – als kommunikativ bezeichnet, womit er einen völlig anderen Kommunikationsbegriff vertritt als der hier im Schema benutzte. Das Schema definiert die Begriffe vom Standpunkt des Produzenten aus. *Intention* etwa bezieht sich auf das, was ein Handelnder (tun, erreichen, ausdrücken) *will*. Watzlawick geht vom Rezipienten aus: Für diesen ist alles, was er an einem Gegenüber wahrnimmt, interpretierbar, unabhängig davon, ob dieser es gewollt oder ungewollt ausdrückt.

Dass Sprechen, Kommunizieren als eine Form des Handelns bezeichnet wird, mag im ersten Moment etwas überraschen. Im Alltag ist es ja ein gängiges Verfahren, das 'blosse Reden' vom wirklichen Handeln abzugrenzen und es auf diese Weise als folgenlos, theoretisch usw. zu kennzeichnen, etwa in Ausdrücken wie *Lasst den Worten Taten folgen!* Die Handlungs- und Kommunikationstheorie teilt diese Einschätzung nicht. Kommunizieren und Sprechen können die Welt ebenso verändern wie jedes andere Handeln. Es genügt, darauf hinzuweisen, dass etwa Unterricht – und damit die Basis entscheidender Lernhandlungen – ein weitgehend kommunikatives Phänomen ist oder dass politische Auseinandersetzung zu einem wichtigen Teil eine sprachliche Angelegenheit ist.

b) Ein Kommunikationsmodell

Nun sind Kommunikation und Sprechhandeln sehr allgemeine Begriffe. Das Schema 5-2 zeigt einige der wesentlichen Kategorien und ihren Zusammenhang auf, die für eine Diskussion in diesem Bereich unerlässlich sind.

Im Modell, wie es in Schema 5-2 dargestellt ist, partizipieren ein Sprecher oder eine Sprecherin 1 und eine Sprecherin oder ein Sprecher 2 an einem teilweise übereinstimmenden Weltwissen und einem weitgehend übereinstimmenden Sprachschatz. Die physischen, sozialen und psychischen Dimensionen der gemeinsamen Kommunikationssituation werden individuell verarbeitet und bewertet; die SprecherInnen bauen also unterschiedliche (aber in vielem übereinstimmende) Situationsdefinitionen auf. Sprachliche Äusserungen werden aufgrund von Intentionen und Interessen der Sprechenden und vor dem Hintergrund dieser Situationsdefinitionen formuliert bzw. verstanden. Jede Äusserung gehört, sobald sie ausgesprochen ist, zur gemeinsamen Situation, die durch diese Äusserung zugleich verändert wird (angedeutet durch den Pfeil, der Äusserung mit 'ituation verbindet). Die Sprechenden haben in der Folge das Neue, das durch die Äusserung eingebracht wird, zu berücksichtigen: SprecherIn 2 hat irgendwie darauf zu reagieren, SprecherIn 1 darf dem eben Gesagten im folgenden z.B. nicht widersprechen.



[Schema 5-2]

Kommunikationsereignisse lassen sich nach verschiedenen Kriterien einteilen – Kriterien, die sich darauf beziehen, unter welchen Bedingungen Menschen miteinander kommunizieren, und damit auch darauf, wie sie Sprache gebrauchen. Die wichtigsten Unterscheidungen sind:

- Mündliche vs. schriftliche Kommunikation.
- Einweg- vs. Zweiweg-Kommunikation.
- Monologische vs. dialogische Kommunikation.
- Face-to-face-Kommunikation vs. Kommunikation ohne raum-zeitliche Verbindung der Kommunikationspartnerinnen und -partner.
- Private Kommunikation vs. öffentliche Kommunikation.
- Persönliche vs. offizielle, geschäftliche Kommunikation.
- Symmetrische vs. komplementäre Kommunikation usw.

Eine Konversation am Mittagstisch lässt sich charakterisieren als mündlich, dialogisch, face-to-face, persönlich.

Der Briefwechsel mit einem Freund oder einer Freundin dagegen lässt sich charakterisieren als schriftlich, persönlich, privat, wobei – trotz raum-zeitlicher Trennung der KommunikationspartnerInnen – durch den Austausch monologischer Mitteilungen eine Form von Dialog entsteht.

Eine Vorlesung dagegen ist meist mündlich, monologisch, face-to-face, öffentlich.

Die Unterscheidungen schliessen sich gegenseitig nicht aus, sie lassen sich aber nicht beliebig kombinieren. Für gewisse gängige Formen der Kommunikation verbinden sie sich zu charakteristischen Mustern. So ist für die meisten von uns das dialogische, private, persönliche Gespräch zwischen zwei einigermassen gleichberechtigten Kommunikationspartnern der Prototyp von Kommunikation.

Wir können die Teilnehmer an einem Kommunikationsereignis neutral als *Kommunikationspartner* bezeichnen. Steht ihre Position gegenüber einer Mitteilung im Vordergrund, können wir sie als *Produzenten* resp. *Rezipienten* bezeichnen (oft werden auch die Termini *Sender/Empfänger* gebraucht), im Falle mündlicher Kommunikation als *Sprecher/Hörer*. Im folgenden werden wir oft das letzte Begriffspaar benutzen, auch wenn die dargestellten Sachverhalte nicht allein für die mündliche Kommunikation gültig sind. An der mündlichen, vorab dialogischen Kommunikation lassen sich die entscheidenden pragmatischen Fragen jedoch am klarsten darstellen.

Der Bereich der Kommunikation ist für viele verschiedene Wissenschaften von Bedeutung. Untersuchungen der Kommunikation und des kommunikativen Verhaltens spielen etwa für die Didaktik eine grosse Rolle, wird doch das Lernen entscheidend geprägt durch die Art der Präsentation von Lernstoff und die Form des Umgangs von Lehrenden und Lernenden. Psychologen interessieren sich dafür, wie Kommunikation und Interaktion den Aufbau von Selbstbildern und psychischen Strukturen von Individuen beeinflussen (und wie sich durch Gespräche solche Bilder und Strukturen bewusstmachen und verändern lassen). Ähnliches gilt für soziologische, medienwissenschaftliche und ethnologische Ansätze.

Für alle diese möglichen Interessen an Kommunikation bietet das obige Modell kaum wesentliche Anhaltspunkte. Es gibt eine (nicht sehr differenzierte) Sicht der Kommunikation aus kommunikationstheoretischer Perspektive. Für diese sind jene Momente relevant, die in *jeder Kommunikation* gegeben sind. Während sich jene anderen Wissenschaften für bestimmte Inhalte oder einzelne Aspekte der Form und Wirkung von Kommunikation interessieren (für vielleicht hochinteressante Zusammenhänge, die an einzelnen Punkten in der Kommunikation sichtbar werden), beschäftigt sich die Kommunikationstheorie mit den konstitutiven, den *unverzichtbaren Bedingungen und grundsätzlichen Strukturen* von Kommunikation.

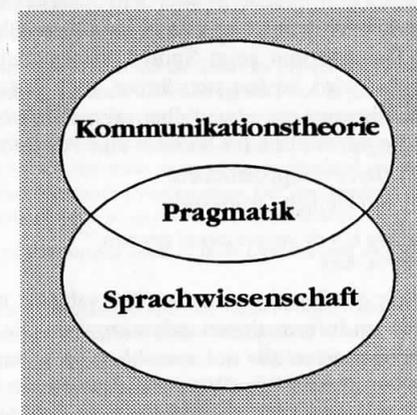
Die Verhältnisse sind hier also ähnlich wie in der Systemlinguistik. Auch andere Wissenschaften beschäftigen sich unter mancherlei Fragestellungen mit Sprache oder einzelnen sprachlichen Erscheinungen; die Sprachwissenschaft nimmt aber für sich in Anspruch, nicht unter sprachfremden Perspektiven bloss Aspekte an Sprache, sondern die wesentlichen Eigenschaften von Sprache in ihrem Zusammenhang zu thematisieren.

Kommunikation lässt sich beschreiben als Objekt, als Gegenstandsbereich mit Strukturen, Regeln usw. Aber ähnlich wie in bezug auf Sprache lässt sich auch hinsichtlich der Kommunikation von einer *Fähigkeit* sprechen. Wir beherrschen die Regeln und Normen des Kommunizierens und können sie zu unseren Zwecken einsetzen, um einen kommunikativen Austausch anzufangen, zu gestalten usw. In Analogie zum Begriff der Sprachkompetenz hat man daher den Begriff der *kommunikativen Kompetenz* gebildet. Dieser Begriff deckt auch die Bereiche nonverbalen Kommunizierens ab (Mimik, Gestik, Kommunikation durch Bilder oder Spiel); in bezug auf den kommunikativen Gebrauch von Sprache allein spricht man von *Sprachhandlungskompetenz* (Sprachgebrauchskompetenz).

c) Pragmatik

Wir haben im Vorspann zu diesem Kapitel betont, dass sich die Pragmatik nicht mit den Regeln der Sprache, sondern mit den Regeln des Sprachgebrauchs beschäftigt. Im Hinblick auf den Sprachgebrauch haben wir eben auf den Handlungscharakter von Kommunikation aufmerksam gemacht. Wenn wir sprechen, handeln wir. Dies lässt sich auch ausdrücken mit dem Begriff der *Funktion*: Was in kommunikativer Absicht gesagt wird, erfüllt eine Funktion, hat einen Zweck. Welches sind nun die Bedingungen dafür, dass wir mit Sprache handeln können, dass ein sprachlicher Ausdruck eine Funktion erfüllen kann?

Diese Frage betrifft den Bereich der Pragmatik. Etwas salopp ausgedrückt: Es ist der Bereich, wo sich die Interessen von Sprachwissenschaft und Kommunikationstheorie überschneiden (vgl. Schema 5-3). Etwas genauer gesagt: Mit der Sprachwissenschaft verbindet die Pragmatik ein Interesse für die sprachlichen Phänomene; mit der Kommunikationswissenschaft ein Interesse für das Phänomen des Handelns, des Tuns. Pragmatik ist *Sprach-Handlungs-Theorie*. Wir können den Themenbereich der Pragmatik deshalb folgendermassen bestimmen:



[Schema 5-3]

Thema der Pragmatik ist das, was im Sprachgebrauch die Form und/oder die Interpretation sprachlicher Äusserungen regelhaft beeinflusst kraft der Tatsache, dass Sprache in einer Situation und zur Kommunikation, zum sprachlichen Handeln mit anderen, gebraucht wird.

Pragmatik hat es demgemäss immer mit dem Verhältnis sprachlicher Äusserungen zu ihrem situativen und kommunikativen Kontext zu tun.

Die Systemlinguistik fragt: Welche elementaren sprachlichen Ausdrücke gibt es? Welche komplexen sprachlichen Ausdrücke sind möglich? Wie werden sie gebildet? Was bedeuten sie, abstrakt und ohne Bezug auf eine Situation? (Vgl. Kapitel 2 und 3.)

Die Pragmatik fragt: Welche Eigenschaften der Situation sind dafür bestimmend, dass gewisse sprachliche Ausdrücke gewählt werden, andere nicht? Was bedeuten die sprachlichen Ausdrücke – nicht als linguistische Strukturen, sondern als Äusserungen in diesem Typ von Situation?

5.1.2 Die Fragestellungen der Pragmatik

Im oben skizzierten Kommunikationsmodell tritt die sprachliche Äusserung in verschiedene Beziehungen zum kommunikativen und situativen Kontext ein. Wir können hier drei verschiedene Fragen stellen, die pragmatisch wichtige Aspekte am Sprachhandeln thematisieren:

- X
- Wie verhält sich das, was in der Situation sprachlich realisiert wird, zu dem, was mit dieser Äusserung ausgesagt wird über die Welt?
 - Wie verhält sich das, was in der Situation über die Welt ausgesagt wird, zu dem, was der Produzent damit dem Rezipienten gegenüber beabsichtigt?
 - Wie gestalten die Sprechenden – mit ihren Äusserungen – den kommunikativen Austausch? Wie drückt sich in ihrem Sprechen ihre soziale Position aus?

a) *Gesagtes und Mitgeteiltes*

Die Kommunikationspartner stehen 'in' einer Situation drin. Was gesagt wird, wird von der Sprecherin oder dem Sprecher in diese Situation eingepasst, von der Hörerin oder dem Hörer in bezug auf diese Situation verstanden.

Das Gesagte nun zeigt Spuren dieser Einpassung. Das, was sprachlich ausgedrückt wird, ist fast stets ärmer, auch vieldeutiger als die Information über die Welt, die ganz unbezweifelbar mitgeteilt wird. Äusserungen enthalten Deiktika, sind fragmentarisch (es herrscht eine Art Redundanz-Verbot in Äusserungen) und beinhalten Präsuppositionen.

1. In dem kleinen Dialogstück

"Wo bist du gestern abend gewesen?"
"Na, hier."

X

mag für die Sprechenden alles klar sein; für uns, die wir es lesen, bleiben die wesentlichen Informationen unbestimmbar: Die *deiktischen* Ausdrücke *du*, *hier*, *gestern* verweisen alle auf sprachlich nicht explizierte Orts-, Zeit- und Personenangaben. Es sind dies Wörter, die gleichsam als Variablen funktionieren, die von den Beteiligten völlig automatisch mit den richtigen Werten versehen werden, die für uns aber solange leer bleiben müssen, als wir nicht näher über die Situation informiert werden, etwa durch die Etikette des Tonbandes oder durch explizite Verweise im Gespräch selbst. (In diesem Gesprächsfragment taucht keine deiktische Partikel *ich* auf, obwohl wir selbstverständlich wissen, dass es Personen sind, die sich hier äussern, oder dass das *du* des ersten Beitrags der Äusserer des zweiten ist. Auch dieses Wissen ist ein Thema der Pragmatik.)

2. Was über die Welt mittels Sprache mitgeteilt wird, kann wahr oder falsch sein. Wir nennen das, was durch eine Äusserung über die Welt gesagt wird und wahr oder falsch sein kann, die *Proposition*. Nicht jedes Sprechen hat einen propositionalen Gehalt – von einem Gruss werden wir kaum sagen, er teile etwas mit über die Welt oder er sei wahr oder falsch. Aber sicher haben die Frage und auch die Antwort in dem obigen kleinen Dialogstück einen propositionalen Gehalt. Allerdings drückt, ganz deutlich in der Antwort, der sprachliche Ausdruck diese Proposition nur fragmentarisch aus. Der volle Gehalt der Aussage muss aus dem sprachlich Ausgedrückten vor dem Hintergrund der Situation rekonstruiert werden.

Vollständig expliziert muss die in der Antwort ausgedrückte Proposition etwa lauten: "Ich, der Paul Portmann, war gestern, am 22. August 1990, am Abend in meiner Wohnung an der Freiestrasse in Zürich". Es genügt aber, "na, hier" zu sagen,

- weil das Gespräch in meiner, Pauls, Wohnung stattfindet;
- weil mein Gegenüber sieht, dass ich es bin, der spricht, und dass ich zu ihm spreche, und weil ich annehme, dass er merkt, dass ich auf seine Frage antworte;
- weil wir beide wissen, dass heute der 23. August 1990 ist, und

- weil mein Gegenüber schon gefragt hat: "Wo bist du gestern abend gewesen?" Ich brauche das Verb gar nicht zu wiederholen, auch nicht die Zeitangabe, und kann trotzdem eine problemlos verständliche Information übermitteln.

Wenn auch nicht anzunehmen ist, dass ich als Sprecher und mein Freund als Hörer die Proposition wirklich in expliziter Form rekonstruieren, wenn wir miteinander sprechen und einander verstehen, so gibt sie doch ein klares Bild dessen, was an Information in dieser kurzen Äusserung involviert ist. Dass Propositionen nicht einfach eine Erfindung von Linguisten sind, zeigt ein Blick in die Jurisprudenz: Wenn etwa vor Gericht der genaue Gehalt von Mitteilungen von Interesse ist, nehmen die expliziten Formulierungen dessen, was mitgeteilt war oder verstanden wurde, genau die Form der oben gegebenen Explikation an.

3. Im Kapitel über Textlinguistik werden wir noch einmal auf die Deiktika hinweisen. Ebenfalls dort werden wir auf *Präsuppositionen* eingehen, die auch für die Pragmatik von grosser Bedeutung sind. Präsuppositionen werden von Sprechenden gemacht, wenn sie voraussetzen, dass ihre Gegenüber gewisse Dinge wissen (die deshalb nicht mehr explizit mitgeteilt werden müssen).

Was von einer Sprecherin oder einem Sprecher präsupponiert wird, kann entscheidend sein dafür, wie der Zusammenhang mehrerer Propositionen verstanden werden muss. Der Zusammenhang der folgenden Sätze (und im weiteren der durch diese Sätze ausgedrückten Propositionen)

"Wollt ihr wirklich morgen losfahren? Da fangen doch in halb Deutschland die Ferien an!"

X

ist nur verständlich vor dem Hintergrund von Kenntnissen über die Auswirkungen von (Schul)Ferien auf die Verkehrsverhältnisse. Die Sprechende macht hier eine Präsupposition in der Annahme, ihr Gegenüber verfüge über das Wissen, das sie hier voraussetzt und welches den Zusammenhang der beiden Teile der Äusserung zu verstehen erlaubt. Dass hier eine Präsupposition gemacht wird, ist ablesbar daran, dass die beiden Sätze nicht ohne Bezug auf die Präsupposition als kohärent verstanden werden können. So wird ein Chinese, der von Strassen- und Ferienverhältnissen in der Bundesrepublik keine Ahnung hat, wahrscheinlich merken, dass hier auf etwas angespielt wird. Er wird das Verhältnis der beiden Sätze vermutlich korrekt als Begründungsverhältnis verstehen, ohne jedoch die Präsupposition so mühelos finden zu können wie wir.

Zusammenfassend können wir sagen: *Diskrepanz zwischen dem sprachlich Formulierten und der mitgeteilten Information (Proposition) ist eine der grundlegenden Eigenschaften der sprachlichen Kommunikation*. Sprachwissenschaftlich interessant, d.h. Gegenstand der Pragmatik, ist es aufzuzeigen, auf welche verschiedene Weisen Äusserung und Situation aufeinander bezogen sind und wie vor dem Hintergrund der Situation die Propositionen und die Zusammenhänge zwischen ihnen aus dem Gesagten erschlossen werden können.

Die Tatsache der Diskrepanz von Geäussertem und Proposition ist grundlegend. Sie ist eine derart alltägliche Eigenschaft unseres Sprachgebrauchs, dass wir ihrer kaum je bewusst werden. Wenn wir im folgenden auf diesen Aspekt des Zusammenhangs von Äusserung und Situation nicht näher eingehen, dann darum, weil die blosse Aufzählung von Mitteln, die in unserem abgekürzten Sprechen Bezüge auf die Situation signalisieren, und die Aufzählung von verschiedenen Ergänzungsoperationen, die der Explikation von Propositionen zugrundeliegen, nicht besonders interessant ist. Sehr wichtig und spannend wird die Untersuchung dieses Zusammenhangs im Rahmen von Modellen der Logik und der logischen Semantik. Diese setzen aber einen ganzen Apparat formaler Beschreibungsmittel voraus, der hier nicht eingeführt werden kann. (Vgl. auch die Bemerkungen hierzu in 4.9 und 4.10.)

b) *Mitgeteiltes und Gemeintes*

Wenn wir sprachliche Äusserungen im Hinblick auf ihre Produzenten und Rezipienten betrachten, müssen wir fragen, wie Sprechende mit dem, was sie ihren Partnern gegenüber sprachlich formulieren, ihre Intentionen ausdrücken, wie sie

mit Sprache *handeln* können. Was *meinen* Sprechende, was *bezwecken* sie ihren Partnerinnen und Partnern gegenüber damit, dass sie "das-und-das" sagen?

Eines der klassischen Beispiele, die seit Beginn der pragmatischen Diskussion immer wieder benutzt wurden, um die hier angezielte Unterscheidung zu erläutern, ist

"Es zieht!"

gesprochen von A zu B. Die hier mitgeteilte Proposition ist eindeutig: Es zieht an dem Ort, an dem A sich aufhält, zu dem Zeitpunkt, zu dem A diesen Satz äussert. A sagt diesen Satz aber wohl kaum, um nur gerade dies festzustellen. Vielmehr ist wahrscheinlich, dass A etwas Weitergehendes meint: A möchte, dass es nicht mehr zieht, und A äussert die Feststellung B gegenüber, damit B etwas gegen den Zug unternimmt (z.B. damit B das eben geöffnete Fenster wieder schliesst).

Mit dieser Frage ist ein neues und anderes Thema angesprochen als mit der Frage nach dem Verhältnis von Ausgesagtem und Proposition. Mitteilungen erfolgen ja, um etwas zu erreichen, sie haben ein Ziel. Wenn Sprechen ein Handeln ist, wenn Äusserungen Funktionen erfüllen, so stellt sich die Frage, wie und unter welchen Bedingungen Sprechende mit ihren Äusserungen solche Funktionen ausdrücken können, wie und unter welchen Bedingungen Rezipienten aus dem Geäusserten diese Funktionen erschliessen können. Es geht hier nicht um die Proposition, sondern um das, was oft als *Sinn der Äusserung*, als *soziale Bedeutung* oder eben als *kommunikative Funktion* der Äusserung bezeichnet wird. Ein Ansatz, der diese Fragen v.a. aus der Produzentenperspektive zu betrachten erlaubt, ist die *Sprechaktheorie*; auf sie wird unten in 5.2 eingegangen. Ein Ansatz, der es erlaubt, die Rezipientenperspektive stärker zu berücksichtigen, ist Thema der von Grice'schen Theorie der *Konversationsmaximen*. Auf sie werden wir in 5.3 eingehen.

Eine Anmerkung zum bisher Gesagten: Die unter a) genannte Relation zwischen sprachlich Ausgedrücktem und Proposition ist auch für diese zweite Fragestellung wichtig. Welche Funktion eine Äusserung hat, ist sehr oft nur festzustellen dann, wenn verstanden ist, was sie propositional mitteilt und was und wie viel darin präsupponiert, d.h. mit-gesagt wird. Es geht hier also um verschiedene Perspektiven auf das Verhältnis von Äusserung und Situation, die sich nicht gegenseitig ausschliessen.

c) Die Gestaltung des kommunikativen Austauschs

Diese dritte Frage stellt nicht mehr die sprachliche Äusserung in den Mittelpunkt, sondern die Kommunizierenden und ihr gegenseitiges Verhältnis, wie es mit Hilfe von Äusserungen aufgebaut und modifiziert wird. Sie spricht damit Bereiche der Kommunikation an, die in vielem erfahrungsnäher sind als die in a) und b) angesprochenen Fragen: Wenn wir kommunizieren, sind uns die kommunikativen Gehalte einer Mitteilung (das, was in ihr über die Welt ausgesagt wird und ihre soziale Funktion) fast immer sofort klar. Die Vermittlungsschritte, wie sie in a) und b) thematisch werden, sind uns kaum je bewusst.

Mit Frage c) gelangen wir an die Grenze einer Pragmatik, die sich als Beschreibung der *prinzipiellen* Regularitäten versteht, welche dem Sprachgebrauch zugrundeliegen und es erlauben, sprachliche Ausdrücke in einer Situation und partnergerichtet zu produzieren und zu verstehen. In die Untersuchung des mit Frage c) angezielten Bereichs gehen immer zusätzliche Faktoren mit ein: kulturspezifische Formen des Umgangs, sozialer Status der beteiligten Personen, die spezifischen Bedingungen monologischer bzw. dialogischer Kommunikation usw.

Wir werden in Teil II dieses Buches die Textlinguistik (Kapitel 6) und die Gesprächsanalyse (Kapitel 7) vorstellen als Disziplinen, die sich mit den zwei wohl

wichtigsten konkreten Verwendungsformen von Sprache beschäftigen: Text und Gespräch. In den entsprechenden Beschreibungen spielen pragmatische Überlegungen eine beträchtliche Rolle; diese Disziplinen werden darum manchmal der Pragmatik zugeschlagen. Wir möchten hier jedoch nicht diesen sehr weit gefassten Begriff der Pragmatik vertreten, sondern verstehen als pragmatisch vorab die Beschäftigung mit den unter a) und b) gestellten Fragen.

5.1.3 Verschiedene Pragmatiktheorien

Die drei eben besprochenen Fragestellungen lassen sich vor dem Hintergrund des Kommunikationsmodells als zusammengehörig erkennen; gleichzeitig haben die Erläuterungen gezeigt, dass mit den jeweiligen Relationen unterschiedliche Aspekte angesprochen sind. Dabei zeigte sich, dass trotz der je eigenen Fragestellungen einerseits a) mit b) gewisse Verbindungen aufweist, andererseits b) mit c), dass aber die Fragestellungen von a) und c) nicht leicht direkt aufeinander beziehbar sind.

Entsprechend unterschiedlich präsentiert sich das, was unter dem gleichen Titel "Pragmatik" von verschiedenen Autoren vorgelegt wird, je nachdem, ob sie eher die Fragestellung a), b) oder c) zum Ausgangspunkt nehmen. Die Pragmatik ist im Rahmen der Sprachwissenschaft *keine einheitliche* Disziplin. Dazu ist sie vielleicht zu jung. Ebenso wichtig wie diese Frage des Alters ist aber wohl, dass die Sache, um die es hier geht, derart komplex und vielfältig ist, dass es (noch?) nicht gelungen ist, das gesamte Feld der Pragmatik in eine einheitliche Theorie zu fassen. Dazu kommt, dass die unterschiedlichen Theorien der Pragmatik ihre Wurzeln nicht in der Linguistik haben. Als die Pragmatik eine sprachwissenschaftlich attraktive Disziplin zu werden begann, wurden Modelle pragmatischer Beschreibung, die in anderen Wissenschaften entwickelt worden waren, von der Sprachwissenschaft aufgenommen, abgewandelt und für linguistische Analysen eingesetzt. Diese ihre Herkunft ist in den Begriffen und Beschreibungen der einzelnen Pragmatiktheorien noch deutlich sichtbar. Zu nennen sind hier v.a. die Beiträge

- der *Logik* und der *Theorie der Wissenschaftssprache*. Hier wurden bei der Übersetzung normalsprachlicher Sätze in logische Notationen verschiedene Phänomene zum Problem; für die Linguistik interessant geworden sind vor allem Fragen der Deixis und der Präsupposition. Diese Betrachtungsweise hat sich v.a. als fruchtbar erwiesen für eine Beschreibung der Relation a).
- der *Sprachphilosophie*, v.a. ihrer modernen englischen und amerikanischen Ausprägung (Philosophie der normalen Sprache, sprachanalytische Philosophie). Hier wurde, vorab im Anschluss an den späten WITTGENSTEIN und an AUSTIN, das Sprachhandeln zum Thema. Der Einfluss dieser Richtung ist primär in der Beschreibung der Relation b) sichtbar, teilweise auch in a) und c).
- der *Sozialpsychologie* und *Interaktionsforschung*. Hier wurden das Kommunikationsverhalten, seine Bedingungen sowie die Strukturen von Gesprächsabläufen und ihr 'Management' zum Thema gemacht. Diese Betrachtungsweise ist fruchtbar geworden vor allem für die Untersuchung der Relation c).

5.1.4 Die Stellung der Pragmatik in der Linguistik

Die Pragmatik führt eine Fragestellung in die Linguistik ein, die den traditionellen linguistischen Kerndisziplinen fremd ist. Es geht ihr nicht um das *System* der Sprache, nicht um die prinzipiellen Möglichkeiten des Baus von sprachlichen Ausdrücken und um deren Bedeutung. Vielmehr stellt sie die Frage, wie der *Gebrauch* von im System angelegten Möglichkeiten durch situative und kommunikative Bedingungen gesteuert wird. Damit stellt sich das Problem, wie das Verhältnis der Pragmatik zu den systemlinguistischen Disziplinen definiert werden kann. Zwei Aspekte sind hier zu unterscheiden:

1. Wir sind davon ausgegangen, dass die pragmatische Betrachtungsweise eine autonome, eine zusätzliche Betrachtungsweise von Sprache ist, die zur systemlinguistischen hinzutritt. Nach anderen Auffassungen ist die pragmatische Betrachtungsweise nicht eine ergänzende Fragestellung im Ensemble einer weitgespannten Beschäftigung mit Sprache, sondern die *Theorie vom Ganzen*, welche die systemlinguistischen Fragestellungen *einschliesst* und sogar das Fundament für die systemlinguistischen Theorien liefert. Wir können uns dieser funktionalistischen Betrachtungsweise nicht anschliessen (vgl. dazu 2.2.2, 3.1.3ff.).

2. Vor allem in der Beschäftigung mit dem Verhältnis von sprachlichem Ausdruck und Proposition (also mit der Relation a)) stellt sich sehr rasch eine für die Sprachwissenschaft ebenso fundamentale Frage wie die erste – nämlich die Frage nach der *Abgrenzung* von Semantik und Pragmatik. Die Schritte, die vom sprachlichen Ausdruck zur Proposition führen, werden von jedem von uns ohne Zögern ausgeführt. Sollen sie aber genau beschrieben werden, ergeben sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Was sprachwissenschaftlich hier im Vordergrund steht, ist die Frage: Was ist an der Proposition von der Sprache her vorgegeben, was nicht? Oder, pointierter formuliert: Wo ist die Grenze der Sprache? (Vgl. 4.10.)

5.2 Sprechakttheorie

5.2.1 Vorbemerkung

Es war die Sprechakttheorie, die einen entscheidenden Anstoss zur Entwicklung jenes Grossbereichs der modernen Sprachwissenschaft gab, den man heute Pragmatik oder Pragmalinguistik nennt. Dies ist einermassen erstaunlich, wenn man weiss, dass die Sprechakttheorie aus der Sprachphilosophie/Logik stammt, in der man sich über 2000 Jahre lang vorab mit einem ganz kleinen Ausschnitt aus der Menge natürlichsprachlicher Sätze beschäftigt hat: mit Sätzen nämlich, die Aussagen über die Welt sind und die demzufolge daraufhin befragt werden können, ob sie wahr oder falsch sind.

Natürlich wusste man in den über 2000 Jahren, in denen man sich solcherart unter logischem Gesichtspunkt mit Sätzen beschäftigte, stets um die Tatsache, dass man sich nicht mit der ganze Palette natürlichsprachlicher Sätze beschäftigte. Diese extreme Beschränkung begann man aber erst im 20. Jahrhundert im Umfeld der sprachanalytischen Philosophie und der Philosophie der normalen Sprache (ordinary language philosophy) langsam aufzubrechen, einer sprachphilosophischen Richtung, der – wie der Name sagt – die natürlichen historischen Sprachen als Instrument der Erkenntnis mehr und mehr ein Problem wurden. Als Namen sind hier George E. MOORE (1873-1958) und Ludwig WITTGENSTEIN (1889-1951) zu nennen. Die Sprechakttheorie wurde von John L. AUSTIN in einer Vorlesung im Jahre 1955 entwickelt. Nach Austins Tod hat man eine Nachschrift dieser Vorlesung unter dem programmatischen Titel "How to do things with words" herausgegeben. (Die deutsche Übersetzung – "Zur Theorie der Sprechakte" – trägt leider keinen vergleichbar treffenden Titel.) Dies ist die eigentliche Urschrift der Sprechakttheorie. In der Sprachwissenschaft wirksam geworden ist die Theorie jedoch vorab durch das Buch "Speech acts" (1969) von John R. SEARLE, einem Schüler Austins. Die Rezeption dieses Buches und desjenigen von Austin hat die sogenannte 'pragmatische Wende' in der Linguistik ganz entscheidend forciert. Im deutschsprachigen Raum kann man den Beginn dieser Wende mit der Arbeit von Dieter WUNDERLICH mit dem Titel "Zur Rolle der Pragmatik in der Linguistik" aus dem Jahr 1970, in

der u.a. die Sprechakttheorie referiert wird, ziemlich genau datieren. Wunderlich darf als der wichtigste deutschsprachige Rezipient und Beförderer der Sprechakttheorie angesehen werden, neben Jürgen HABERMAS, der sie in seiner "Theorie des kommunikativen Handelns" weiterentwickelt.

5.2.2 Der Ausgangspunkt der Sprechakttheorie

a) Performative und konstative Sätze

Austin geht in seinen Reflexionen in "How to do things with words" von der Beobachtung aus, dass die Sätze natürlicher Sprachen nicht immer deskriptiv sind, dass sie nicht immer wahr oder falsch sind, sondern dass es auch ganz andere Arten von Sätzen gibt – solche, mit denen man Handlungen vollzieht. Er nennt die Sätze der ersten Gruppe *konstativ*, die der zweiten *performativ*. Konstativ ist ein Satz wie

1) "Ich habe heute 150 Seiten Syntaxtheorie gelesen."

Davon hebt er performative Sätze ab wie

2) "Ich taufe dich auf den Namen Angelika."

3) "Ich möchte hiermit mein Anstellungsverhältnis per 31. 3. kündigen."

4) "Ich danke Ihnen sehr für Ihre Mitarbeit."

Während ich mit 1) eine Behauptung über die Welt mache, die wahr ist oder auch nicht, vollziehe ich mit 2) – unter gewissen Bedingungen: ich bin Pfarrer und sage diesen Satz im Rahmen eines bestimmten kirchlichen Rituals usw. – den Akt der Taufe. Ein Satz wie 3) wird meist geschrieben; als geschriebener Satz ist 3) unter geeigneten Umständen (der Brief, der den Satz enthält, wird rechtzeitig an die richtige Adresse geschickt usw.) eine rechtsgültige Kündigung. Mit 4) danke ich. Auf Sätze vom Typus 2) bis 4) kann man nur schwer reagieren mit Äusserungen wie "Das stimmt nicht" oder "Das glaube ich dir nicht." (Man kann zwar daran zweifeln, ob einer es ehrlich meint, wenn er dankt, aber kaum daran, dass er dankt.)

In den Beispielen 2) bis 4) tauchen wichtige Verben auf: *taufen*, *kündigen*, *danken*. Man nennt sie *performative Verben*. Sie zeigen ein spezielles Verhalten.

- Verwendet man sie in der 1. Person Präsens Indikativ Aktiv, kann man mit ihnen den jeweiligen Akt vollziehen. Sie werden dann performativ verwendet. Es mag Gelegenheiten geben, wo auch die 1. Person Plural Indikativ Aktiv dieselbe Funktion erfüllen kann – etwa wenn die Königin von England mit bezug auf sich selbst "wir" sagt.
- In den anderen Verwendungsformen bezeichnen diese Verben bloss einen Vorgang. Vgl.: "Ich habe dich am ... getauft" (mit dem Aussprechen dieses Satzes wird keine Taufe vollzogen) oder "Sie hat uns sehr gedankt" (damit wird selbstverständlich nicht gedankt). Sie haben dann keine andere Beziehung zu dem, was sie benennen, als alle anderen Verben, etwa *gehen* oder *essen*.

Die performative Verwendung performativer Verben wird gerne mit der Partikel *hiermit* begleitet (*Ich eröffne hiermit*, *ich protestiere hiermit*, *wir geloben hiermit* usw.). *Hiermit* unterstreicht die Tatsache, dass im Moment des Aussprechens der einschlägigen Worte die entsprechende Handlung vollzogen wird. Natürlich sprechen wir nicht immer in diesen Formen; es würde leicht lächerlich tönen, wenn wir am Tisch sagten: "Ich bitte dich hiermit, mir den Salzstreuer rüberzureichen." Austin nennt dieses letzte Beispiel und die Sätze 2) bis 4) von

oben oder 5) unten *explizit performativ*, die viel alltäglicheren und gebräuchlicheren Formen wie 6) *primär performativ*:

- 5) "Ich verspreche dir ganz fest, dass ich morgen komme."
 6) "Ich komme morgen ganz bestimmt."

Austin ging davon aus, dass für die Handlungen, die man sprachlich realisiert, in der Entwicklung der Sprachen erst nach und nach spezifische Verben ausgebildet werden. So konnte man vielleicht sprachlich ein Versprechen ablegen, bevor es für diesen spezifischen Akt auch ein Verb wie *versprechen* gab. Danach wären die primär performativen Sätze die ursprünglichen, die explizit performativen eine spätere Entwicklung.

Betrachten wir Beispiele performativer Sätze, so sehen wir, dass verschiedene Handlungen sich darin unterscheiden, wie man sie sprachlich vollziehen kann.

- Gewisse Handlungen können nur unter Verwendung spezifischer Sprachmittel – namentlich performativer Verben – realisiert werden, also nur explizit performativ: Taufen, wahrscheinlich Verurteilen. Es gibt andere Handlungen, wo wir explizit performative Sätze zumindest sehr stark erwarten können: Kündigen, Beantragen usw.
- Sehr viele Handlungen können problemlos ohne performatives Verb realisiert werden (Danken, Bitten, Versprechen, Auffordern), obwohl sie natürlich auch explizit realisiert werden können.
- Einige Handlungen kann man gerade nicht dadurch vollziehen, dass man das Verb verwendet, mit dem man die Handlung benennt: "Ich verleumde Sie." *Verleumden* ist also kein performatives Verb, es benennt aber eine Handlung, die man nur sprachlich vollziehen kann; wir nennen es ein *illokutionäres Verb*. Verleumden kann ich z.B., indem ich jemanden öffentlich als alten Nazi bezeichne oder ihm sogar öffentlich ins Gesicht sage: "Sie sind ein alter Nazi".

b) Probleme mit der Dichotomie konstativ/performativ

Die Unterscheidungen und Einsichten, mit denen Austin seine Reflexion auf Sprechen als Handeln begonnen hat, sind eminent wichtig geworden. Er hat aber selbst rasch die Basis korrigiert, auf der er sie aufgebaut hat. In die Darstellung, soweit er sie bis dahin gegeben hatte und die wir kurz skizziert haben, sind einige entscheidende Fehler eingegangen. Es sind Fehler, vielleicht würden wir besser sagen: zu kurz greifende Überlegungen, die eine lange Tradition haben. Sie erkannt zu haben, ist die grosse Leistung Austins. Wenn wir sie hier in unserer Darstellung nochmals aufgenommen haben, dann darum, weil die Argumente, die Austin gegen seinen eigenen Ansatz wendet, die Grundsätze der pragmatischen Betrachtung von Sprache klar hervorzuheben erlauben. Wir können die wichtigsten Gesichtspunkte in drei Aussagen fassen:

(i) Nicht Sätze sind konstativ oder performativ.

Sätze sind sprachliche Gebilde. Nun sind sprachliche Gebilde nicht in der Lage, Handlungen auszuführen. Dies können nur *Sprachbenützer*, indem sie Sätze *äussern*. Performativ sind nur Äusserungs-Akte.

Wir haben oben schon angemerkt, dass der Satz "Ich taufe dich auf den Namen Angelika" von einem Priester, im Rahmen eines Rituals geäussert werden muss, damit die Handlung des Taufens vollzogen wird. Wenn Kinder miteinander spielen und diesen Satz äussern, gilt das normalerweise nicht als Taufe. Damit die Handlung als Taufe gilt, ist es notwendig, dass dieser Satz geäussert wird (er ist vorgeschriebener Bestandteil der Handlung), aber nicht hinreichend: Es gibt zahlreiche zusätzliche Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Äusserung des Satzes als Vollzug

einer Taufhandlung anerkannt wird. Dies gilt auch für weniger institutionalisierte Formen performativer Äusserungen, wie wir unten sehen werden.

Es sind auch nicht Sätze, die konstativ sind. Nicht der Satz "Ich habe heute 150 Seiten *Syntaxtheorie* gelesen" ist wahr oder falsch. Wer ist *Ich*? Wann ist *heute*? Wahr oder falsch sind Propositionen. Wir haben aber schon gesehen, dass Propositionen nicht einfach in den Sätzen stecken, sondern durch Sätze ausgedrückt werden vor dem Hintergrund einer Situation und in bezug auf eine Situation (eine mögliche Welt). Ohne diesen Bezug auf eine Situation können wir über Wahrheit und Falschheit nicht entscheiden – ausser bei sogenannten tautologischen Sätzen.

Tautologische Sätze sind Sätze, die eine Proposition ausdrücken, die zwangsläufig immer wahr ist, etwa: *Markus ist entweder da, oder er ist nicht da*. Hier müssen wir nicht einmal wissen, auf welchen Ort sich *da* bezieht, um sagen zu können, dass die Proposition immer wahr ist für jeden möglichen Ort, den wir auch immer einsetzen mögen. Mit diesem Satz kann ich natürlich durchaus etwas Wichtiges sagen – z.B. kann ich damit mitteilen, dass ich nicht sicher bin, ob Markus hier ist, oder dass mich der Fragende stört, o.ä. Das heisst, dass dieser Satz durchaus eine kommunikative Funktion erfüllen kann, auch wenn er – propositional – 'nichts sagt'. Ja: Diese bestimmten kommunikativen Funktionen kann er vielleicht gerade darum erfüllen, weil er als Aussage über die Welt so nichtssagend ist. Vgl. unten die Diskussion der Konversationsmaximen.

(ii) Performative Äusserungen können auch konstativ sein.

Das obige Beispiel "Sie sind ein alter Nazi" führt uns auf ein Problem, dem Austin begegnete, als er versuchte, Kennzeichen konstativer und performativer 'Sätze' herauszuarbeiten. Er stellte dabei nämlich fest, dass diese Unterscheidung immer fragwürdiger wurde, je intensiver er sich damit beschäftigte.

Mit Sätzen wie "Sie sind ein alter Nazi" beschäftigen sich bei uns oftmals die Gerichte. Sie müssen abklären, ob derjenige, der den Satz öffentlich geäussert hat, den Tatbestand der Verleumdung erfüllt hat, also damit eine strafbare Handlung begangen hat oder nicht. Und wie entscheiden die Gerichte das? Unter anderem, indem sie der Frage nachgehen, ob die mit dieser Äusserung gemachte Aussage wahr oder falsch ist. Der Sprechende hat wahrscheinlich keine Verleumdung begangen, wenn die mit diesem Satz ausgedrückte Proposition wahr ist, wohl aber hat er verleumdet, wenn sie falsch ist. Liegt hier nun ein konstativer oder ein performativer 'Satz' – wir sagen besser: *Äusserung* – vor?

Austin hat damit begonnen, dass er Sätze, mit denen man etwas tut, absetzte von Sätzen, die etwas behaupten, was wahr oder falsch sein kann. In diesem Falle sind aber nun offensichtlich beide Dinge relevant, ja die Frage, ob die Äusserung eine Verleumdung ist oder nicht, ist sogar abhängig von der Frage, ob die Äusserung eine wahre Proposition ausdrückt oder nicht. Die Klassifizierung, die Austin vorgenommen hat, ist also nicht haltbar. Wir haben nicht konstative Äusserungen auf der einen, performative auf der anderen Seite.

(iii) Jede Äusserung ist performativ.

Dass Äusserungen nicht entweder konstativ oder performativ sind, muss die Klassifizierung noch nicht unbedingt wertlos machen. So könnte man konstativ und performativ als Pole einer Skala von rein konstativen zu rein performativen Sätzen mit einer Zone der Übergänge verstehen. Aber das wäre wenig hilfreich. Offenbar ist gerade in unserem Beispiel beides von Wichtigkeit, und beides in gleicher Weise: der Handlungsaspekt und der Wahrheitsaspekt. Es ist nicht so, dass der eine Aspekt mehr, der andere weniger im Vordergrund stünde.

Damit sind wir beim Kernpunkt der Sprechakttheorie: Dass ich mit einer Äusserung eine Handlung vollziehe, steht nicht im Gegensatz dazu, dass ich mit einer Äusserung etwas über die Welt aussage, was wahr oder falsch ist. Beides kann durchaus in derselben Äusserung vereinigt sein. Wenn wir davon ausgehen, dass einen Satz sagen bedeutet: eine Äusserung machen, d.h. in einer Situation und zu einem Gegenüber etwas sagen, dann müssen wir damit rechnen, dass jede Äusserung dazu bestimmt ist, eine Handlung zu vollziehen, dass Sprechende mit jeder Äusserung 'etwas tun'. Und zwar auch dann, wenn einer vermeintlich bloss etwas feststellt.

Auch eine Äusserung wie

"Ich habe heute 150 Seiten Syntaxtheorie gelesen."

wird nicht einfach dazu produziert, um eine Proposition auszudrücken. Auch wer konstativ etwas festhält, verbindet damit Absichten, die weiter gehen: Er hat Gründe, dies mitzuteilen, er handelt kommunikativ. Zumindest will er, dass wir ihm glauben – d.h. er will, dass wir nicht einfach feststellen, dass er eine Proposition geäussert hat, die wahr oder falsch sein kann, vielmehr verbindet er mit seiner Äusserung den Anspruch, dass sie wahr ist und dass wir ihm dies abnehmen und vielleicht sogar denken: Ist der fleissig!

5.2.3 Grundbegriffe der Sprechakttheorie

a) Der Sprechakt und seine Teilakte

Wenn jeglicher natürliche Sprachgebrauch ein Handeln ist, so lässt sich fragen, was man denn tut, wenn man 'eine Äusserung macht'. Auf diese Frage gibt es eine komplexe Antwort, und sie führt uns zu den Grundbegriffen der Sprechakttheorie. Wenn wir etwas äussern, handeln wir zumindest in folgender Hinsicht (für das folgende mag das unten abgedruckte Überblicksschema 5-4 hilfreich sein):

- a) Man bewegt die Stimmwerkzeuge, gibt Laute von sich – oder man bewegt Schreibwerkzeuge bzw. Tasten.
- b) Dabei realisiert man abstrakte Muster eines Sprachsystems: Phoneme, Morpheme/Wörter, Sätze, Texte.
- c) Man bezieht sich mit der Sprache auf Dinge in der Welt (im weitesten Sinne) und sagt über sie etwas aus. Man äussert eine Proposition.

Austin nennt das in a) bis c) Aufgeführte die *Lokution* oder den *lokutionären Akt*. Searle differenziert hier – zu Recht – mehr und spricht in bezug auf a) und b) vom *Äusserungsakt*, in bezug auf c) vom *propositionalen Akt*.

Das ist aber nicht alles, was man tut, wenn man eine Äusserung macht:

- d) Man spricht jemanden an, wendet sich an jemanden.
- e) Man spricht jemanden mit einer bestimmten Intention an: Man will ihn informieren, grüssen, ihn warnen, ihm drohen, ihm etwas versprechen, ihn von etwas überzeugen usw.

Für Austin und Searle ist d) und e) das Zentrale: Sie nennen es die *Illokution* oder den *illokutionären Akt*. Man kann noch weiter gehen und auch folgendes zu dem rechnen, was man tut, wenn man eine Äusserung macht:

- f) Man möchte jemanden (etwa durch eine Drohung) einschüchtern, ihn (vielleicht durch ein Lob) froh machen, ihn (durch einen Ratschlag oder eine Auf-

forderung) von einer geplanten Aktion abhalten, ihn (durch ein Versprechen, durch eine Bitte) zu einer gewünschten Reaktion bringen usw.

Diese beabsichtigte Reaktion der angesprochenen Person nennen Austin und Searle die *Perlokution* oder den *perlokutionären Akt*.

Alles zusammen ist der *Sprechakt*. Ein Sprechakt ist demnach im Normalfall eine *Gleichzeitigkeit von vier Akten*: einem Äusserungsakt, einem propositionalen Akt, einer Illokution und einer Perlokution. Das, was Austin anfänglich als performative Sätze bezeichnet hat, waren eigentlich Sprechakte, und das Unterscheidende, was er daran entdeckt hatte, waren vorab die verschiedenen Typen von Illokutionen. Illokutionen sind es denn auch, welche durch die performativen Verben bezeichnet werden und welche in explizit performativen Äusserungen die Illokution sprachlich signalisieren.

Es dürfte nicht schwierig sein, in den aufgeführten Begriffen einige der Unterscheidungen wieder zu entdecken, die wir in 5.1 gemacht haben. Der Äusserungsakt betrifft die sprachliche Seite der Äusserung, er bezieht sich allein aufs sprachlich Realisierte. Der propositionale Akt ist der Ausdruck einer Proposition – einer Aussage über die Welt, die wahr oder falsch sein kann. Illokution und Perlokution betreffen das, was wir als Sinn oder kommunikative Funktion bezeichnet haben. Allerdings wird diese hier differenziert in zwei verschiedene Akte, den illokutiven und den perlokutiven: Die Sprechakttheorie erfasst hier eine Unterscheidung, die oben noch nicht gemacht wurde.

b) Zu den Teilakten

Es könnte zunächst scheinen, dass die Unterscheidung der verschiedenen Teilakte unnötig kompliziert sei. Dies ist durchaus nicht der Fall. Abgesehen davon, dass damit die für eine pragmatische Betrachtung notwendigen Unterscheidungen getroffen werden können, entsprechen sie auch weitgehend Alltagskriterien, die wir anwenden, wenn wir Äusserungen danach beurteilen, ob sie sprachlich korrekt sind, ob sie wahr sind, ob sie klar ausdrücken, was gemeint ist, und ob sie ihren Zweck erreichen, d.h. ob die angesprochene Person in der erwarteten Weise reagiert. Etwas ausführlicher ausgedrückt:

- Der Äusserungsakt besteht in der Realisierung abstrakter grammatischer Muster (Laute, Wortformen, Sätze). Das Resultat des Äusserungsaktes kann grammatisch (phonologisch, lexikalisch und syntaktisch) *wohlgeformt* sein oder nicht.
- Der propositionale Akt ist die Realisation einer Proposition. Diese ist prinzipiell wahrheitswertfähig, d.h. sie kann *wahr oder falsch* sein.

Der propositionale Gehalt von *Angelika ist schon da*. und *Ist Angelika schon da?* ist der gleiche, wenn diese Sätze zur gleichen Zeit und am selben Ort geäussert werden. Wenn ich *Angelika ist schon da* mit normaler Prosodie realisiere, behaupte ich damit die Wahrheit der damit ausgedrückten Proposition. Wenn ich *Ist Angelika schon da?* realisiere, dann signalisiere ich damit, dass ich über die Wahrheit der Proposition gerne aufgeklärt werden möchte.

Ein Problem sind Wunschsätze wie *Wenn Angelika doch schon da wäre!* Können wir in bezug auf den propositionalen Gehalt einer solchen Äusserung von Wahrheitswerten sprechen? In gewissem Sinne ja: Wenn ich diesen Satz äussere, setze ich ja voraus, dass Angelika nicht da ist, und ich sage zugleich, dass ich ihre Anwesenheit wünsche. Das Hauptgewicht dieser Äusserung liegt aber wohl in diesem letzten Punkt, in der Äusserung meines Wunsches. Das hat nun schon viel mit der Illokution zu tun, mit der kommunikativen Funktion, die die Äusserung hat.

- Die Illokution kann *glücken* oder nicht glücken. Das hängt davon ab, ob die oder der Angesprochene die intendierte Funktion des Sprechaktes erkennt oder nicht, ob ihr oder ihm also klar wird, dass etwas versprochen wird, dass vor etwas gewarnt wird, dass neue Information mitgeteilt werden soll usw. Für Searle gehört die Illokution einer Äusserung mit zu ihrer Bedeutung, neben dem propositionalen Gehalt, und das können wir auch intuitiv nachvollziehen, wenn wir an alltagssprachliche Formulierungen denken wie: *Ich verstehe dich (akustisch, semantisch), aber was willst du damit sagen? – Was hat sie wohl damit gemeint? – Wie soll ich das verstehen? – Worauf will er denn eigentlich hinaus? – Und die Moral von der Geschicht?* usw.
- Die Perlokution ist der Versuch, die angesprochene Person durch das, was ich sage, zu beeinflussen. Ich kann dabei *erfolgreich* sein oder nicht, je nachdem ob ich als Sprecher die intendierte Wirkung beim Adressaten erreiche oder nicht. In Frage steht hier, ob ich der angesprochenen Person mit meinem Versprechen die angestrebte Sicherheit gebe, ob ich sie mit meiner Drohung tatsächlich einschüchtere und damit zu etwas zwingen, ob ich ihr neue Erkenntnisse mitgebe usw.

c) *Das Verhältnis der Teilakte zueinander*

Wir haben gesagt: Ein Sprechakt besteht im Normalfall aus vier Teilakten. Das ist etwas zu spezifizieren:

- Äusserungsakte kommen in natura tatsächlich nicht ohne Illokutionen und Perlokutionen vor. Zwar gibt es die Fälle der linguistischen Beispielsätze u.ä., mit denen keine normalen Illokutionen/Perlokutionen verbunden sind, aber das sind auch keine eigentlichen Äusserungsakte.
- Es ist aber möglich, dass es Sprechakte ohne Proposition gibt, z.B. Grussformeln wie *Hallo!* Das sind Grenzfälle.
- Oft führt man an, dass es Illokutionen/Perlokutionen ohne Äusserungsakt und Proposition gibt, z.B. eine Drohung mit einem blossen Blick oder eine Beleidigung durch Tippen des Zeigefingers an die Schläfe u.a. Das sollte man aber nicht mehr *Sprechakte* nennen. Vielmehr ersieht man daraus, dass man viele sprachlich realisierbare Akte eben auch nicht-sprachlich vollziehen kann. Sprechakttheorie ist jene Teiltheorie einer umfassenden Akt- oder Handlungstheorie, die es mit sprachlichen Handlungen zu tun hat.
- Fragt man, mit Ausdrücken welcher Grössenordnung man Sprechakte vollzieht, so ist in erster Linie der Satz zu nennen. Die Sprechakte können aber auch sowohl von Einheiten getragen werden, die kleiner sind als ein Satz, wie auch von mehreren Sätzen. Die Sprechakttheorie kommt aber vom Satz her und dreht sich immer ungefähr um den Satz. Der Versuch, mit dem Instrumentarium der Sprechakttheorie Texte zu analysieren, bringt deshalb beträchtliche Schwierigkeiten bzw. Unsicherheiten mit sich.

Für die Sprechakttheorie steht die Illokution im Zentrum des Interesses. Werden Sprechakte benannt, so dient die illokutionäre Rolle als Kriterium: Wir sprechen dann vom Sprechakt des Versprechens, des Fragens usw. Ebenso werden Sprechakte in Typen klassifiziert; Grundlage auch für diese Einteilungen sind die illokutionären Rollen (vgl. 5.2.7).

SPRECHAKT (nach J.R. Searle)				
Teilakt	ÄUSSERUNGS- AKT	PROPOSITIO- NALER AKT	ILLOKUTIVER/ ILLOKUTIO- NÄRER AKT	PERLOKUTIVER/ PERLOKUTIO- NÄRER AKT
Resultat des Teilaktes	ÄUSSERUNG	PROPOSITION	ILLOKUTION	PERLOKUTION
Erläuterung	Laute Wörter Satz	Aussage über die Welt	Handlungswert	Zweck / intendierte Reaktion des Hörers
Beurteilungs- kriterien	grammatisch wohlgeformt / grammatisch nicht wohl- geformt	wahr / falsch	glücken / nicht glücken	erfolgreich sein / nicht erfolgreich sein
Beispiel	/dɛr hʊnt ɪst bɪsɪç/ <Der Hund ist bissig>	BISSIG (hund)	MITTEILUNG oder FESTSTELLUNG oder WARNUNG oder DROHUNG oder EMPFEHLUNG	Hörer weiss, was Sprecher weiss Hörer lässt von seinem Vorhaben ab Hörer kauft den Hund

[Schema 5-4]

5.2.4 **Sprechaktregeln**

Schon zu Beginn seiner Überlegungen hat Austin eine Theorie der Glückens-Bedingungen bzw. der möglichen Fehlschläge für performative Äusserungen zu entwickeln versucht. Diese Theorie der Glückens-Bedingungen bildet den Grundstein für die spätere Entwicklung von sog. *Sprechaktregeln* durch Searle und andere. Die Grundidee ist die, dass für das Zustandekommen und Glücken der verschiedenen Illokutionen – und damit von Sprechakten – spezifische Bedingungen erfüllt sein müssen. Man kann diese Bedingungen als Regeln verstehen, an die sich SprecherInnen halten müssen, wollen sie erfolgreich sprachlich handeln, und als Regeln, die es umgekehrt den HörerInnen erlauben, den intendierten Sprechakt als solchen zu erkennen. Dabei ist der Grundgedanke sehr wichtig, dass man es

beim Sprechhandeln eben genauso mit Regelhaftem zu tun hat wie etwa im Bereich der Grammatik, wenngleich die Regeln von sehr anderer Art sind.

Zu den Bedingungen/Regeln für den Sprechakt des Versprechens gehören z.B.:

- *Regel des propositionalen Gehalts*: Der Sprecher macht eine Aussage über etwas Zukünftiges. (Man kann nichts versprechen, was war oder bereits ist.)
- *Einleitungsregeln*: (i) Der Sprecher verspricht etwas, was nicht von selber eintreten wird, was jedoch zu realisieren in seiner Macht steht. Ich kann nicht am Montag versprechen, dass am nächsten Tag Dienstag ist, noch kann ich versprechen, dass das Firmament morgen grün ist. (ii) Der Sprecher verspricht etwas, von dem er annimmt, dass es der Hörer wünscht.

Umstritten ist, ob und wie weit eine *Aufrichtigkeitsbedingung* für Sprechakte postuliert werden muss, wie Searle dies annimmt. Damit ist gemeint, dass der Sprecher sein Versprechen ernst meinen muss. Eine gewisse Rechtfertigung für eine solche Annahme liefert etwa die Rechtspraxis. Danach ist ein Vertrag, ein Heiratsversprechen usw. nichtig (und damit verbundene Verpflichtungen sind hinfällig), wenn gezeigt werden kann, dass eine Vertragspartei den Vertrag nur zum Schein eingegangen ist. Ähnlich reagieren wir auch im Alltag, wenn wir bemerken, dass eine Bitte, ein Versprechen, ein Ratschlag unernst, nur zum Scheine usw. erfolgt ist.

Stark institutionalisierte Sprechakte wie das Taufen oder eine Parlamentsöffnung haben sehr spezielle Bedingungen: Der Sprecher muss Inhaber eines bestimmten Amtes sein, er muss ganz bestimmte Formulierungen in ganz bestimmter Abfolge, in einem ganz bestimmten Situations- und Handlungskontext wählen usw. (Zur Frage der Aufrichtigkeit vgl. auch 5.3.3.)

Generell kann man das Scheitern von Sprechhandlungen auf Nichterfülltheit bestimmter Bedingungen zurückführen: So liegt ein kommunikativer Unglücksfall vor, wenn ich jemandem in guter Absicht etwas verspreche, das diesem ein Greuel ist: *„Ich bringe dir eine Kokostorte mit.“*

Sprechaktsbedingungen können metakommunikativ thematisiert werden. Dies geschieht meist dann, wenn ein Sprechakt für Sprecher oder Hörer in irgendeiner Weise zum Problem wird: *„Warum versprichst du Dinge, die du sowieso nicht halten kannst?“* – *„Das musst du mir nicht versprechen, das mache ich schon selber.“* – *„Aber ich will gar nicht, dass du mich besuchst.“* usw.

Sprechaktsregeln nennen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit ein bestimmter Sprechakt zustandekommen kann. Man kann diese Sprechaktsregeln als Gebrauchsbedingungen für den Sprechakt des Versprechens, Bittens, Aufforderns usw., genauer: für den Vollzug dieser illokutionären Akte betrachten: Wer etwas verspricht, ohne dass diese Bedingungen erfüllt sind, vollzieht den Sprechakt regelwidrig, handelt sprachlich gegen die Regeln.

Wenn ich dagegen *versprechen* deskriptiv (nicht performativ) gebrauche, also z.B. in Form von *er hat ihr versprochen*, ..., so kann ich den Inhalt der Sprechaktsregeln als Elemente der Bedeutung von *versprechen* betrachten: Zu sagen *er hat ihr versprochen*, ... heisst dann soviel wie zu sagen, dass er ihr – nach seiner Meinung – eine Aussage über Zukünftiges, nicht von selbst Eintretendes, von ihr Gewünschtes usw. gemacht hat. Das heisst: Was für den performativen Gebrauch Verwendungsbedingungen sind, sind im deskriptiven Gebrauch Bedeutungselemente.

5.2.5 Wie werden Illokutionen signalisiert?

Wir haben gesagt: Sprechende vollziehen Handlungen, indem sie sprachliche Ausdrücke äussern. Nun können wir gleichbedeutend sagen: Jede sprachliche Handlung dieser Art ist ein Sprechakt. Was für eine Illokution wir mit einer Äusserung ausdrücken, was für einen perlokutionären Effekt wir anstreben, wird aber sehr häufig nicht aus der sprachlichen Form der Äusserung selber klar (es verhält sich

hiermit also ähnlich wie mit der Proposition). Die kommunikativen Funktionen von Äusserungen sind sprachlichen Ausdrücken nicht konventionell (fest) zugeordnet wie etwa die syntaktische Struktur oder gewisse Aspekte der Semantik. Ein sprachlicher Ausdruck wird zum Versprechen, zu einer Bitte oder einer Aufforderung erst in einem Kontext. Die Frage ist: Wie kommt es, dass wir die kommunikative Funktion verstehen können?

1. Zunächst stehen Illokutionen und Perlokutionen zu sprachlichen Ausdrücken nicht in einem zufälligen, beliebigen Verhältnis. Es ist nicht so, dass jeglicher sprachliche Ausdruck als Versprechen fungieren kann. Wir haben gesehen, dass dazu bestimmte Bedingungen erfüllt werden müssen: Ein Versprechen muss sich auf Zukünftiges beziehen, auf etwas, das nicht ohnehin eintritt, und es muss in der Macht des Versprechenden liegen, das Versprochene zu bewirken.

Man kann das Verhältnis zwischen sprachlichen Ausdrücken und Illokutionen bzw. Perlokutionen ein mehr-mehr-deutiges nennen. Das heisst zum einen: Ein bestimmter Ausdruck wie z.B. *Der Hund ist bissig* kann je nach Situation mit diversen Illokutionen/Perlokutionen verbunden sein (Information, Warnung, Drohung, Empfehlung). Er kann aber sicher nicht in jeder Situation für jede Illokution/Perlokution gebraucht werden. Zum andern heisst das, dass in einer bestimmten Situation eine bestimmte Illokution bzw. Perlokution durch verschiedene Äusserungen realisiert werden kann. Wenn ich jemanden davon abhalten will, in der Strassenbahn meinen Hund zu streicheln, kann ich sagen

„Würden Sie das bitte lassen“, oder

„Mein Hund ist bissig“, oder

„Ich würde ihm nicht zu nahe kommen“, oder

„Haben Sie es gern, wenn ihnen wildfremde Leute den Kopf kraulen?“ usw.

Ich kann, alternativ, natürlich auch versuchen, durch nonverbale Mittel meinen Hund vor Zudringlichkeiten zu schützen. Aber das ist hier nicht unser Thema.

Die Beispiele zeigen, dass für das Zustandekommen einer bestimmten Illokution/Perlokution der *propositionale Gehalt* einer Äusserung in der Regel eine wichtige, wenn auch nicht die alleinige Rolle spielt. Es genügt nicht, dass ich irgendetwas sage, um den anderen vom Kraulen abzuhalten, aber ich kann dieses Ziel durch eine Vielzahl unterschiedlicher Äusserungen zu erreichen versuchen. Und die meisten dieser Äusserungen wären – in anderen Situationen, vielleicht mit anderem Tonfall gesprochen – auch geeignet, andere kommunikative Funktionen zu erfüllen.

In Extremfällen kann der propositionale Gehalt durch die ausgedrückte Illokution ins Gegenteil verkehrt werden: Dies ist etwa der Fall in ironischer Rede (*„Du bist mir vielleicht ein schlaues Kerlchen“*). Es kann auch vorkommen, dass der propositionale Gehalt illokutionär neutralisiert wird: z.B. wenn ich beruhigend auf einen Säugling einrede und dabei irgendetwas sage – was es ist, spielt keine Rolle. Normalerweise ist der propositionale Gehalt aber ein wesentlicher Ausgangspunkt für das Verstehen der Illokution und der Perlokution.

2. Darüberhinaus hat man sich in der Sprechakttheorie seit langem mit sog. *Illokutionsindikatoren* beschäftigt. Das sind formale Elemente der Äusserung, die zumindest in eine bestimmte Illokutionsrichtung weisen. Wir nennen einige:

- performative Verben, in explizit performativer Verwendung (*ich verspreche dir, ich behaupte, dass* etc; vgl. oben).
- Modus (*Wenn Anna doch schon da wäre.*)
- Partikeln wie *bitte, hoffentlich, gefälligst, wenn ... doch* (*Wenn Anna doch schon da wäre. Hoffentlich ist Anna schon da.*)
- Satzarten. Im Deutschen steht das finite Verb entweder an erster, an zweiter oder an letzter Stelle. Mit sogenannten Aussagesätzen (Verb an zweiter Stelle)

lassen sich so gut wie alle Illokutionen realisieren. Mit sogenannten Fragesätzen (Verb an erster Stelle) dagegen keineswegs: *Ist Angelika schon da?* ist recht eindeutig markiert. Die Position des Verbs in V1-Sätzen ist demnach ein starker Illokutionsindikator.

Wir sprechen hier von 'sogenannten' Aussage- oder Fragesätzen darum, weil in der grammatischen Tradition mit diesen Termini bestimmte Satzformen bezeichnet werden, technisch gesprochen: V2-Sätze (Verb an zweiter Position im Satz) und V1-Sätze (Verb an erster Position im Satz). Im Zusammenhang mit einer Diskussion von Illokutionen, also von Fragen des Sprachhandelns, sind dies verwirrende Begriffe. Eine Aussage machen bzw. eine Frage stellen lässt sich auch mit anderen Satzformen als V2- bzw. V1-Sätzen. In der Umgangssprache ist es durchaus möglich, die Frage-Illokution in V2-Sätzen (mit Frageintonation) zu realisieren: *Angelika ist schon da?* Ebenso sind Äusserungen wie *Bist du verrückt?* in den meisten Fällen – sprechakttheoretisch gesehen – keine Fragen.

Daneben spielen paraverbale Faktoren, namentlich die Prosodie, eine sehr wichtige Rolle: Ich kann "*Anna ist schon da*" sehr verschieden prosodisch realisieren und realisiere damit potentiell sehr verschiedene Sprechakte. In der geschriebenen Sprache werden solche Aspekte teilweise durch Interpunktionszeichen oder andere graphische Mittel markiert.

3. Für das Zustandekommen einer Illokution und einer Perlokution sind nach unserer obigen Aussage neben Aspekten der Äusserung (propositionaler Gehalt, Illokutionsindikatoren) aber auch *Faktoren der Situation* relevant. Erst in der konkreten Situation sind Aspekte der Äusserung illokutionär/perlokutionär eindeutig ausdeutbar. Situationsenthalten ist eine Äusserung – wenn man da von Äusserung überhaupt sprechen will – prinzipiell illokutionär/perlokutionär mehrdeutig.

Für den Sprecher heisst das, dass er dann kommunikativ handlungskompetent ist, wenn er in einer bestimmten Situation seine sprachlichen Mittel so zu wählen versteht, dass er die gewünschten Illokutionen/Perlokutionen realisiert. Für den Hörer heisst das umgekehrt, dass er dann kommunikativ handlungskompetent ist, wenn er Äusserungen zusammen mit den Situationsfaktoren richtig illokutionär/perlokutionär aufzuschlüsseln imstande ist (vgl. dazu 5.3).

5.2.6 Indirekte Sprechakte

Ein heikles Konzept innerhalb der Sprechakttheorie ist das der sog. indirekten Sprechakte. Uns sind aus dem täglichen Leben Fälle wie die folgenden vertraut:

- a) "Können Sie mir sagen, wie spät es ist?"
- b) "Ich rate dir, das nicht noch einmal zu versuchen."
- c) "Hältst du dich da bitte raus!"

Mit diesen Sätzen vollziehen wir in der Regel indirekte Sprechakte. So nennen wir Sprechakte, die nicht das sind, was sie zu sein scheinen. Warum? Wir haben Äusserungen mit sehr starken, deutlichen Illokutionsindikatoren:

- in a) einen Fragesatz (Entscheidungsfrage, ja/nein-Frage),
- in b) ein performatives, performativ gebrauchtes Verb (raten),
- in c) die Fragesatz-Form und die Partikel *bitte*.

Diese Indikatoren führen jedoch in den hier suggerierten Verwendungsfällen auf eine falsche Fährte oder zumindest nicht weit genug.

– In a) haben wir eine Entscheidungsfrage (mit *ja* oder *nein* beantwortbar) und zugleich eine Aufforderung, mehr zu antworten als nur *ja* oder *nein*. Fragen sind zwar immer Aufforderungen zu antworten, hier aber wird als Antwort mehr erwartet, als was vom Wortlaut her gefragt wird.

Das zeigt sich auch in dem Fall, wo die angesprochene Person nicht antworten kann, etwa weil sie keine Uhr hat und nicht weiss, wie spät es ist. Sie kann kaum nur mit "*Nein*" antworten, sondern muss sich erklären, entschuldigen o.ä. ("*Ich habe leider keine Uhr*"). Insofern, als wir zumindest mit Satz a) stets nur den indirekten Sprechakt vollziehen, liegt hier ein konventionalisierter indirekter Sprechakt vor.

- In b) liegt (in geeigneter Situation) kein Ratschlag, sondern eine Drohung vor.
- Mit c) wird (unter passenden Umständen) keine Bitte, sondern eine Aufforderung realisiert.

Indirekte Sprechakte liegen, wie diese Beispiele zeigen, dann vor, wenn eine andere Illokution als die durch Indikatoren angezeigte vorliegt oder wenn eine zusätzliche Illokution vorliegt.

Die Beispiele machen auch deutlich, dass die Indirektheit nicht ganz beliebig ist. Die Verschiebungen in der Illokution hängen mit den Sprechaktregeln zusammen; wenigstens können sie damit ein Stück weit erklärt werden. Ein Ratschlag und eine Drohung haben gemeinsam, dass es um etwas Zukünftiges geht, das sein soll oder nicht sein soll, und dass beide Sprechakte Bedingungen formulieren, unter denen das Künftige sein wird oder nicht sein wird. Der Unterschied ist eigentlich nur der zwischen wohlmeinender und übelmeinender Intention. Auch Aufforderungen und Bitten sind – wie man selber leicht einsehen wird – sehr nahe zusammen.

Indirekte Sprechakte kann man auf einer Skala ansiedeln, die von hoher Standardisiertheit (Frage nach der Uhrzeit; der Chef formuliert seine Befehle als Bitten) bis zu absolut spontanen Ad-hoc-Bildungen reicht. Ein Beispiel für letzteres:

Samstag abend, im Fernseher läuft eine unsäglich langweilige und blöde Unterhaltungssendung. Anna steht nach langem Schweigen und Gähnen auf und sagt zu mir: "*Komm, wirf den Fernseher aus dem Fenster.*"

Dieser Sprechakt hat keine sehr eindeutige Illokution: Will Anna mir sagen, wie blöd sie die Sendung findet, will sie, dass ich den Fernseher ausschalte, will sie sagen, dass sie keine Lust mehr hat weiterzuschauen und lieber ins Bett geht? Das ist nicht entscheidbar, ziemlich sicher aber ist, dass die Aufforderung, den Fernseher aus dem Fenster zu werfen, nicht wörtlich zu nehmen ist.

Eine Theorie, mit der man das Verstehen indirekter Sprechakte erklären kann, werden wir unten in 5.3 mit den Grice'schen Konversationsmaximen kennenlernen. Sie erklären, warum "*Können sie mir sagen, wie spät es ist?*" normalerweise nicht als blosse Entscheidungsfrage aufgefasst wird.

Auf die Frage, warum Menschen indirekt sprachlich handeln, lässt sich Verschiedenes antworten. Eine Quelle ist die *Höflichkeit*, die eine Tendenz zur Abschwächung bringt (Bitte statt Befehl, Frage statt Aufforderung usw.). Man kann diese indirekten Sprechweisen als Euphemismen deuten. Eine andere Quelle ist der *Hang zum Sprachwitz* bzw. zum Spielen mit Illokutionen.

5.2.7 Sprechaktklassifikation

Die Sprechaktregeln können eine Leitschnur sein beim Aufstellen von sog. Sprechaktklassifikationen. Mit solchen Klassifikationen soll die mutmasslich sehr grosse Zahl von unterschiedlichen Illokutionen in eine kleine Zahl von Grundtypen eingeteilt werden. Erste Versuche dazu hat schon Austin gemacht. Searle unterscheidet:

- *repräsentative* Sprechakte, mit denen im wesentlichen Ansprüche auf wahre Darstellung der Welt erhoben werden (aussagen, behaupten, erzählen, beschreiben, protokollieren). Dazu gehören also diejenigen Sprechakte, welche Austin zuerst als 'konstative Sätze' von den 'performativen Sätzen' abtrennen wollte.
- *direktive* Sprechakte, mit denen Forderungen an den Hörer gerichtet werden (bitten, auffordern, befehlen). Dazu zählen auch Fragen (diese wurden dann später als *Erotetica* verselbständigt).
- *kommissive* Sprechakte, mit denen der Sprecher Verpflichtungen eingeht (versprechen, sich vertraglich verpflichten).
- *expressive* Sprechakte, mit denen soziale Kontakte etabliert oder aufrechterhalten werden (danken, grüssen, sich entschuldigen).
- *deklarative* Sprechakte, die institutionell eingebunden, offiziell, ritualisiert sind (taufen, zum Ritter schlagen, verurteilen).

Der Bestand vor allem an Verben, die solche Illokutionen in einer Sprache bezeichnen, ist Gradmesser für die Stabilität und Reflektiertheit bestimmter Sprechakte in einer bestimmten Sprachgemeinschaft. (Diese Verben nennt man illokutionäre Verben. Von diesen sind die performativen nur ein Teil – wie wir am Beispiel von *verleumden* gesehen haben, gibt es durchaus Verben, die Sprechakte bezeichnen, aber nicht performativ gebraucht werden können.)

Hier rühren wir an die sehr wichtige Frage, ob Sprechakte/Illokutionen kommunikative Universale sind oder vielmehr historischen und kulturspezifischen Variationen unterliegen. Es ist wohl keine Frage, dass die *Art der Realisierung* von Sprechakten konventionalisiert und damit historisch und kulturspezifisch ist – Heiratsanträge werden heute zumindest teilweise anders realisiert als vor 150 Jahren. Aber die *Sprechakte als solche*, etwa der Heiratsantrag als solcher? Auch er ist wohl historisch und kulturspezifisch. In Gesellschaften, in denen Heiraten durch die Familien vermittelt werden, auch ohne Konsultation der Betroffenen, kann man von Heiratsanträgen in unserem Sinn wohl kaum sprechen. Oder: Kann man heute noch jemanden bannen, ächten oder verfluchen? Aber man hat sicher immer gegrüsst, gedankt, informiert, gedroht, geschmeichelt usw.

5.2.8 Zum Stellenwert der Sprechakttheorie

Die Sprechakttheorie liefert eine Fülle von Begriffen und Unterscheidungen, die sich in der Untersuchung von Kommunikation als sehr fruchtbar herausgestellt haben. Aber, das hat diese Darstellung wohl klargemacht, sie ist keine allgemeine Kommunikationstheorie, keine umfassende Darstellung dessen, was passiert, wenn wir Sprache gebrauchen. Wohl aber wird sehr klar und detailliert ein wichtiger Aspekt herausgegriffen und beschrieben, der in jedem Sprechen eine Rolle spielt: Die Sprechakttheorie expliziert, was Sprachhandeln heisst und wie im Sprechakt sprachlicher Ausdruck, Proposition und kommunikative Funktion miteinander verbunden sind. Der Wert der Sprechakttheorie liegt primär in diesem Grundsätzlichen, darin, dass sie uns die Augen öffnet für einige alltägliche und darum oft kaum wahrgenommene, aber fundamentale Tatsachen von sprachlicher Kommunikation. Die Sprechakttheorie weist aber auch einige Schwächen auf. Auf die vier wichtigsten sei kurz hingewiesen:

- a) Sprechakttheorie hat den Anspruch, zumindest einen Teil des Wissens zu beschreiben, das bei Sprechenden *und* Hörenden dem Sprachgebrauch zugrundeliegt. Trotzdem ist sie eher sprecherorientiert, sie richtet das Augenmerk vor allem darauf, was *Sprechende* tun oder meinen. Als Ergänzung zur Sprechakttheorie hat man denn auch schon eine 'Hörverstehensakt-Theorie' gefordert.

- b) Schwerer wiegt die Satzverhaftetheit der Sprechakttheorie. Diese lässt sich aus ihrer Herkunft erklären. Aber die Grösse Satz wurde nie überwunden. Bis heute ist es mit dem Instrumentarium der Sprechakttheorie schwierig, die kommunikative Funktion von längeren Äusserungen zu bezeichnen.
- c) Die Sprechakttheorie ist vorzugsweise an mündlichem, dialogischem Sprachgebrauch entwickelt worden. Eine Adaptation auf geschriebene und monologische Sprache ist schwierig. Die Gründe für diese Schwierigkeit sind die gleichen wie die in b) genannten.
- d) Die Sprechakttheorie richtet sich an dialogischem Sprachgebrauch aus, sie kann aber das kommunikative Wechselspiel im Dialog nicht beschreiben. (Ob dies wirklich ein Mangel ist, ist schwer zu entscheiden; eine solche Beschreibung gehört nicht zu den Aufgaben, die sich die Theorie selbst gestellt hat.)

Ein wichtiger Versuch einer Ausweitung der Sprechakttheorie in Richtung auf die Gesprächs- oder Diskursforschung (vgl. Kapitel 7) ist die Beschäftigung mit *Sprechaktsequenzen*. Unter diesem Stichwort interessiert man sich nicht mehr nur für den einzelnen Sprechakt, sondern für die Tatsache, dass Sprechakte nicht beliebig mit andern Sprechakten verkettet werden können. Die Realisierung eines Sprechaktes schränkt ja die Wahlmöglichkeiten für den folgenden entscheidend ein. Das gilt prinzipiell für monologische wie dialogische Texte, ist aber v.a. für letztere näher untersucht worden. Man hat z.B. *initiative* Sprechakte von *reaktiven* Sprechakten unterschieden. Mit ersteren eröffne ich eine Sprechaktsequenz und zwingen meinen Dialogpartner damit, auf bestimmte Weise zu reagieren. Ein Beispiel: Wenn ich jemandem einen Vorwurf mache, sind die Wahlmöglichkeiten für meinen Partner ungefähr an einer Hand abzuzählen (den Vorwurf zurückweisen, sich entschuldigen usw.). Natürlich bleiben andere Lösungen offen (den Vorwurf übergehen, ihn ignorieren, Gegenvorwürfe machen), aber diese tendieren dazu, die Interaktion zu belasten, sie gefährden auch leicht die Kooperation zwischen den Sprechenden.

Es ist davon auszugehen, dass eine Sprachgemeinschaft nicht nur ein Set von Sprechakten und konventionalisierten Realisierungsmöglichkeiten derselben kennt, sondern eben auch ganz bestimmte Muster von Sprechaktsequenzen, deren Beherrschung ebenfalls einen Teil unserer kommunikativen Kompetenz darstellt.

5.3 Konversationsmaximen und konversationelle Implikaturen

5.3.1 Kooperationsprinzip und konversationelle Implikatur

a) Grundlagen

Die Sprechakttheorie ist, wie wir eben gesagt haben, orientiert auf die Äusserung und auf das, was der Sprecher oder die Sprecherin tun kann, resp. wissen muss, um einen Sprechakt zu formulieren. Natürlich liegt dieses Wissen auch dem Verstehensprozess zugrunde – aber dazu, wie HörerInnen Illokution und Perlokution einer Äusserung erkennen, sagt die Sprechakttheorie nicht viel. Zwar macht sie einige Aussagen zu den Illokutions-Indikatoren. Daraus wird klar, dass das Verhältnis von sprachlicher Äusserung und Sprechakt nicht zufällig ist. Diese Indikatoren stellen wichtige Stützen für den Verstehensprozess dar. Sie sind aber nicht immer sehr zuverlässig, wie der Hinweis auf die indirekten Sprechakte gezeigt hat: Bei diesen können die Illokutions-Indikatoren geradezu in die Irre führen.

Damit stellt sich aber die Frage: Wie erkennen die Hörer mit einiger Zuverlässigkeit die kommunikative Funktion von Äusserungen? Diese ist den Äusserungen ja nicht fix zugeschrieben. Die meisten sprachlichen Ausdrücke können in verschiedenartigen Situationen verwendet werden und erfüllen dort auch unterschiedliche Funktionen. Offensichtlich haben Illokutionsindikatoren, propositionaler Gehalt und sogar performative Verben nicht immer dasselbe Gewicht: Manchmal sind sie wörtlich, 'direkt' zu verstehen, manchmal nicht. Wie wissen Hörerinnen und Hörer vor dem Hintergrund der Situation, in der sie stehen, welcher Stellenwert den sprachlichen Formulierungen zuzuschreiben ist? Und warum können Sprecherinnen und Sprecher darauf zählen, dass sie verstanden werden?

Einen Versuch, dies zu erklären, unternimmt GRICE mit seiner Theorie der konversationellen Implikatur (Grice 1975, 1968). Er formuliert darin nicht neue und zusätzliche Einzelregeln des Sprachgebrauchs, sondern ein Rahmenkonzept, das deutlich macht, *wie* die Einzelregeln im Kontext einer Situation eingesetzt werden. Die Grundidee ist: Kommunikation ist Handeln, genauer: kooperatives Handeln, Interaktion. In der Kommunikation geht es darum, Verständigung (*was nicht* heissen muss: Einverständnis!) zu erreichen. Dies ist eine Grundvoraussetzung, ein nicht hintergehbare Postulat; Kommunikation kann nicht zustande kommen, wenn die Beteiligten nicht wenigstens ein minimales gemeinsames Interesse haben.

Dieses Prinzip der Kooperation unterlegen Kommunizierende nun all ihren Aktivitäten: Sie formulieren ihre Beiträge und verstehen die der anderen unter der Voraussetzung, dass sie letztlich kooperativ gemeint sind, dass sie gemacht wurden, um verstanden zu werden und dass sie deshalb verständlich sind – auch und gerade dann, wenn der Wortlaut von Äusserungen dem zunächst nicht zu entsprechen scheint. Mit anderen Worten: Dieses Prinzip steuert die Art und Weise, wie Kommunizierende ihre Kenntnisse der Sprache, der Sprechaktregeln und eventueller weiterer konkreter Sprachgebrauchsregeln zum Tragen bringen.

Das von Grice zugrundegelegte Prinzip ist sehr abstrakt, Grice entfaltet es darum in vier sog. *Konversationsmaximen*. In ihnen expliziert Grice etwas konkreter die Kriterien, denen Gesprächsbeiträge zu genügen haben: Sie haben nämlich ausreichend informativ, angemessen klar formuliert, relevant und wahr zu sein. Auch in bezug auf diese Kriterien gilt: Wir gehen im Normalfall davon aus, dass die Beiträge kooperativer Gesprächsteilnehmer diesen Kriterien entsprechen und interpretieren sie demgemäss.

b) Ein Beispiel

Welche Rolle diese Maximen spielen und wie Kommunizierende mit ihnen umgehen, lässt sich am besten an einem konkreten Fall aufzeigen. Wir werden deshalb zunächst etwas ausführlicher auf ein Beispiel eingehen und nachher noch einmal detaillierter auf die Maximen zu sprechen kommen.

Das nachfolgende Beispiel sowie die anderen Beispiele in diesem Abschnitt könnten leicht als etwas speziell empfunden werden. Wir wählen sie, weil in ihnen die von Grice herausgestellten Grundsätze besonders deutlich gemacht werden können. Diese Grundsätze haben jedoch, wie schon betont, allgemeine Gültigkeit für jede Kommunikation, auch und gerade dann, wenn sie, wie in den meisten Fällen von Alltagskommunikation, so klaglos erfüllt werden, dass sie geradezu unsichtbar werden.

Unser erstes Beispiel betrifft eine alltägliche Szene: Wir sitzen bei Freunden bei einem Glas Wein. Das Gespräch ist sehr angeregt, es geht gegen Mitternacht. Nach

einer kurzen Diskussionspause versucht Markus eben, einen neuen Aspekt des verhandelten Themas zu entwickeln. Nach den ersten paar Sätzen, bei einer kurzen Stockung, sagt unser Gastgeber: "*Sagt mal, habt ihr nicht davon gesprochen, dass ihr morgen früh raus müsst?*" Dieses Votum hat mit der Eröffnung einer neuen Diskussionsphase wenig zu tun, es ist für das angeschnittene Thema irrelevant. Dennoch verstehen wir alle ohne jedes Problem, was hier gemeint ist: Der Gastgeber gibt uns zu verstehen, dass es an der *Zeit* ist zu gehen. Wie kommt das?

Eine der von Grice postulierten Konversationsmaximen, an die sich vernünftige, rational handelnde Kommunikationspartner in einer Kommunikation gewöhnlich halten, ist die folgende: *Sei relevant!* Gegen diese Maxime verstösst der Gastgeber in offensichtlicher Weise. Niemand könnte es Markus verübeln, wenn er eine gewisse Irritation zeigen würde.

Dennoch wird er wahrscheinlich nicht so reagieren. Warum? Nach Grice gelten die Konversationsmaximen sehr stark, so stark, dass Kommunikationsteilnehmer kaum je in einer Kommunikation denken, sie gälten nicht mehr. Tun sie das, so bedeutet das immer den Abbruch der Kommunikation. Das ist etwas sehr Gravierendes; es bedeutet, dass man dem Kommunikationspartner die kommunikative Rationalität abspricht, dass man sagt: Mit dir kann man nicht sprechen.

Also versucht man es zuerst einmal anders, nämlich ungefähr so: Man nimmt an, die Konversationsmaximen seien unverletzt. Da sie aber auf den ersten Blick verletzt scheinen, muss man genauer hinsehen. Das heisst: Man muss ein *Interpretationsverfahren* durchführen, man könnte es auch ein Reparaturverfahren nennen. In dessen Verlauf wird die problematische Äusserung so umgedeutet, dass sie mit den Konversationsmaximen (wieder) verträglich ist. Dieser Denkprozess ist ein *Schlussverfahren*, wenngleich nicht im streng formallogischen Sinn. Für unser Beispiel sähe der Prozess vielleicht so aus:

Dass wir morgen früh raus müssen, hat mit dem angesprochenen Thema wirklich nichts zu tun, ist in der momentanen Situation irrelevant. Ich kenne meinen Gastgeber jedoch als diskussionsfreudigen und kommunikativ kompetenten Gesprächspartner. Also dürfte sein Gesprächsbeitrag relevant sein. Wenn ich keine thematische Relevanz ausmachen kann, so liegt die Relevanz halt vielleicht woanders. Nun habe ich ja soeben eine neue Diskussionsrunde eingeläutet, von der abzusehen ist, dass sie nicht so schnell zu einem Ende kommen wird. Eröffnungen von Diskussionsrunden durch einen Diskutanten sind zuerst einmal Angebote an die andern; sie können den Diskussionsball aufnehmen oder nicht. Den offensichtlich thematisch irrelevanten Gesprächsbeitrag meines Gastgebers kann ich so als relevant auf einer Metaebene deuten: *Ich will diesen Ball nicht mehr spielen. Ich steige auf dieses Thema nicht mehr ein.* Gleichzeitig enthält die Äusserung, in der er mir das zu verstehen, nämlich zu erschliessen gibt, eine Begründung, wie das in so einem Fall auch angebracht ist: die fortgeschrittene *Zeit*. Mein Gastgeber ist kommunikativ geschickt insofern, als er die Vorgerücktheit der *Zeit* als unser Problem darstellt: *Ihr wollt morgen früh raus.*

Es dürfte klar sein, dass wir höchst selten in derartiger Explizitheit verfahren, wenn wir im Alltag verstehen. Dazu hätten wir in einem fortlaufenden Gespräch kaum *Zeit*. Was wir hier versucht haben, ist, in aller Explizitheit zu zeigen, was implizit an Voraussetzungen aktiviert und an Schlüssen gezogen wird. Ähnlich brauchen wir die explizite Gestalt der Propositionen, die wir verstehen, nicht zu rekonstruieren – aber wir sind jederzeit fähig, diese explizite Form auf Nachfrage hin zu liefern. So auch im Falle einer solchen Interpretation, etwa wenn jemand sagt: "*Aber das hat er sicher nicht so gemeint!*" Wir können dann durchaus sagen, wie und warum wir so verstanden haben und warum wir meinen, dass unser Gast-

geber es so gemeint hat. Und wenn wir das tun, greifen wir genau auf die Gegebenheiten und ihre Verknüpfung zurück, die wir im Beispiel angeführt haben.

c) Konversationelle Implikatur

Das Resultat eines solchen Umdeutungsverfahrens oder Schlussprozesses nennt Grice eine *konversationelle Implikatur*, d.i. ein vom Produzenten in einer bestimmten kommunikativen Verwendung an eine bestimmte Äußerung geknüpfter, aber nicht ausgedrückter Sinn, den es zu erschliessen gilt (*Er will diesen Ball nicht mehr spielen. Er will, dass wir gehen*). Konversationelle Implikaturen sind somit per definitionem nicht konventionell an Äußerungen gebunden, sondern stehen und fallen mit bestimmten Verwendungssituationen. Das dürfte am besprochenen Beispiel unmittelbar klar sein.

Natürlich kann Markus, um noch einmal auf das Beispiel zurückzukommen, am Ende dann doch verstimmt sein, jedoch nicht wegen der vermeintlichen Irrelevanz des Gesprächsbeitrages und damit wegen eines Verstosses gegen die Konversationsmaximen, sondern weil der Kommunikationspartner nicht mehr mitspielen will, weil er das nicht direkt sagt, weil er das statt mit seinen Bedürfnissen mit einer Schutzgeste für Markus begründet usw.

Grice nennt die hier beschriebene Implikatur *konversationell* im Unterschied zu sog. *konventionellen* Implikaturen. Darunter versteht er beispielsweise die meisten Präsuppositionen. Diese sind viel weniger situationsgebunden, sondern können aus dem sprachlich formulierten mit zumindest grösserer Sicherheit erschlossen werden als die extrem situationsgebundenen konversationellen Implikaturen (zu den Präsuppositionen vgl. 6.3.2).

Beim Schlussverfahren, das dem Auffinden von Präsuppositionen zugrundeliegt, geht es darum, vom Sprechenden als bekannt Vorausgesetztes zu erkennen und zu benutzen, etwa um den Zusammenhang von Elementen der Äußerung untereinander zu verstehen. Die Präsuppositionen betreffen im Normalfall Wissensbestände, die bekannt sind, nicht thematisch sind oder zumindest als bekannt und nicht thematisch unterstellt werden. Das eigentlich Interessante und Neue wird mitgeteilt.

Bei der konversationellen Implikatur dagegen wird eine Äußerung, die etwas sagt, was zur Situation nicht passt, als Sprungbrett benützt, um zum eigentlich Gemeinten zu gelangen. Das Relevante wird gerade nicht gesagt, sondern im sprachlichen Ausdruck mehr oder weniger stark verschleiert.

5.3.2 Die Konversationsmaximen

Wir haben oben bereits festgestellt, dass Grice aus dem grundlegenden kommunikativen Prinzip der Kooperation vier Konversationsmaximen ableitet. Dieses ganze gesprächsleitende System sieht aus, wie in Schema 5-5 dargestellt (wir formulieren die Maximen mit unseren eigenen Worten).

Wir möchten anhand einiger Beispiele noch einmal verdeutlichen, was mit den Konversationsmaximen erklärt werden soll, nämlich das Zustandekommen der konversationellen Implikaturen. Diese bilden einen wichtigen Teil des gesamten Verstehensprozesses. Interessant wird die Sache immer dort, wo die Konversationsmaximen auf den ersten Blick verletzt scheinen und dann der Versuch, sie für unverletzt zu halten, beim Rezipienten ein Schlussverfahren einleitet, an dessen Ende eine konversationelle Implikatur steht, also *mehr* und v.a. oft *anderes* verstanden wird als gesagt wird. Eine solche Implikatur hat nie den Grad absoluter Sicherheit, sie ist immer nur hypothetisch, und zwar im wahrsten Sinne des Wor-

Kooperationsprinzip

Sei kooperativ!

<i>Maxime der Quantität</i>	Sag so viel wie nötig, und sage nicht zu viel.
<i>Maxime der Qualität</i>	Sag nichts, was du nicht für wahr hältst, oder dann signalisiere, welchen Grad der Wahrscheinlichkeit das Gesagte hat.
<i>Maxime der Relation</i>	Sei relevant.
<i>Maxime der Modalität</i>	Sag deine Sache in angemessener Art und Weise und so klar wie nötig.

[Schema 5-5]

es: Der Verstehende basiert ja sein Schlussverfahren auf Hypothesen darüber, worauf sich der Sprecher in dem, was er sagt, bezieht. Der Schlussprozess erfolgt sozusagen im Konjunktiv: "So könnte es sein, das könnte der Produzent gemeint haben, das könnte der tiefere Grund für diese etwas seltsame kommunikative Handlung sein". Die Häufigkeit, mit der wir das Verfahren anwenden, und der Erfolg, den wir (meist) damit haben, sind aber ein Indiz dafür, dass wir ihm im Normalfall vertrauen dürfen.

Es ist nicht nötig, hier darüber zu diskutieren, ob die vier Maximen vollständig sind, d.h. ob damit sämtliche konversationsleitenden Maximen erfasst sind, noch ob die genannten wirklich klar unterschieden und unterscheidbar sind. Wahrscheinlich sind sie weder vollständig noch klar unterschieden. Das schmälert aber ihren heuristischen Wert keineswegs.

Für die Konversationsmaximen von Grice gilt Ähnliches wie das, was oben für die Sprechakttheorie gesagt wurde. Grice nimmt an, dass diese Maximen von allgemeiner Gültigkeit sowohl für Sprechende wie für Hörende sind. Ist die Sprechakttheorie aber besonders geeignet zu erklären, was der Sprecher tut, so sind die Griceschen Maximen besonders fruchtbar für die Beantwortung von Fragen wie: Was tut der Hörer? Wie kann aufgrund dessen, was in einer Situation gesagt wird, ein Verständnis des vom Sprecher Intendierten aufgebaut werden? Kurz: Wie versteht der Hörer, was der Sprecher meint? Insofern kann die Gricesche Theorie auch als Beitrag zu einer Hörverstehenstheorie gesehen werden. Diese Hörersperspektive ist auch in allen unseren Beispielen dominant.

Weil wir im Eingangsbeispiel die Sache mit der Maxime der Relation "Sei relevant" eingeführt haben, illustrieren wir hier nur noch die andern drei Maximen.

a) *Maxime der Quantität.*

Wenn ich meine Arbeitskollegin bitte, mir mal schnell die Telefonnummer von X zu sagen, und sie mir dann sagt: "*Das ist irgendetwas mit 052 am Anfang*", so ist das offensichtlich nicht die Quantität an Information, die ich brauche. Weil ich meine Kollegin aber für kooperativ halte, nehme ich an, dass sie mir alles sagt, was sie weiss, und schliesse daraus messerscharf: Meine Kollegin weiss nicht die ganze Nummer.

Wenn X, den ich seit zwei Jahren jeden Mittag im selben Schnellimbiss sehe und zwischen dem und mir es bis jetzt immer nur die Begrüssungsgeste des leichten Kopfnickens gab, sich eines Tages plötzlich zu mir an den Stehtisch stellt, mir die Hand reicht und mich fragt, wie es mir geht, so halte ich ihn entweder für ver-

rückt, oder aber ich deute das plötzliche Zuviel an Kommunikation als Einleitung in eine neue Art von Beziehung: *Der will was von mir.*

b) *Maxime der Qualität.*

Ironische Rede beruht in vielen Fällen auf einer scheinbaren Verletzung der Maxime der Qualität. Beispiel: Ich spreche mit Angelika, das Radio ist an, und ich muss schon zum dritten Mal nachfragen, weil ich sie nicht verstehe. Wenn Angelika dann sagt: *„Ich würde das Radio etwas lauter stellen“*, so zeigt sie sich wenig kooperativ, falls ich sie beim Wort nehme. Ihr Vorschlag würde das, was wir gerade als Schwierigkeit der Situation erleben, noch verschärfen. Ich kann also nicht davon ausgehen, dass sie wirklich meint, was sie sagt (denn ich halte sie für kooperativ). Ich kann ihren Beitrag aber als kooperativ und weiterführend deuten, wenn ich einsehe, dass sie auf die Quelle unserer Verständigungsprobleme hinweist (die zu laute Musik) und mich durch ihre Ironie auffordert, gerade das Gegenteil von dem zu tun, was sie sagt.

Die Maxime der Qualität wird auch, fast systematisch, bei Wahlkämpfen verletzt. Wenn Kandidaten sagen, dass sie die Steuern nicht erhöhen werden, falls sie an die Regierung kommen, so ist dies *cum grano salis* zu nehmen. Man tut gut daran, dies nicht geradehin zu glauben, sondern umzuformulieren: Sie sagen das, und sie werden vielleicht tun, was sie sagen, *wenn* sie dies dannzumal noch für gangbar erachten sollten.

c) *Maxime der Modalität.*

Wenn mich eine Freundin aus ihrem Büro anruft, um mit mir zu plaudern und sich mit mir zum Nachtessen zu verabreden, und sie plötzlich, nachdem ich im Hintergrund Geräusche vernommen habe, mich mit *„Herr X“* anredet und sagt: *„Gut, dann treffe ich Sie heute abend nach der Arbeit um 6 Uhr im Café ‘Grössenwahn’, und dann können Sie mir die Vorteile Ihrer Lebensversicherung einmal ausführlicher unterbreiten“*, so kann ich diese plötzliche massive Unklarheit ungefähr so deuten: *„Meine Freundin redet plötzlich wirr, spricht mich wie eine fremde Person an und sagt etwas über Lebensversicherungen. Da ich keinen Grund habe anzunehmen, dass mit ihr etwas nicht stimmt, muss ich annehmen, dass diese Störung eine äussere Ursache hat. Dafür sprechen auch die Hintergrundgeräusche, die ich gehört habe. Wahrscheinlich ist jemand ins Büro gekommen, der nicht wissen darf, dass sie zu Geschäftszeiten persönliche Anrufe macht. Ich kann also wohl alles, was sie sagt und nicht zu unserem vorherigen Thema gehört, als für mich irrelevant betrachten, es hat einen anderen Adressaten.“*

Absichtlich unklare Reden erlaubt es, abweichende Meinung zu signalisieren, ohne zu Lügen Zuflucht zu nehmen und ohne die soziale Form allzu offensichtlich zu verletzen. Fragt mich jemand, wie mir seine Bilder gefallen, so kann ich sagen *„Sie sind sehr farbenfroh“* und mich damit bedeckt halten, das heisst weitere Urteile vermeiden.

5.3.3 Abschliessende Bemerkungen

Wir haben bewusst alltägliche Beispiele gewählt, um damit zu unterstreichen, wie normal das mit der Theorie der Konversationsmaximen und der konversationellen Implikatur Gemeinte eigentlich ist – trotz der sehr gewichtigen Namen. Dass die Schlussprozesse, um die es hier geht, so alltäglich sind und uns das Verstehen in all diesen Fällen so leicht fällt, kann dazu führen, dass wir die Theorie selbst als banal und nichtssagend einstufen. Das ist sie nicht. Obwohl sie um vieles einfacher ist als die Theorie der Sprechakte, zumindest was die Terminologie angeht, ist dieser Ansatz von Grice ein ganz wichtiges Element der Pragmatik. Nicht umsonst ist sie, seit ihrem Anfang, als die einschlägigen Aufsätze von Grice jahrelang nur in fotokopierter Form in den linguistischen Seminaren zirkulierten, eine der meistdiskutierten Theorien der Pragmatik gewesen. Wir können die Gründe hier nicht anführen; sie haben vor allem damit zu tun, wie Grice die Tradition der Logik und der Sprachphilosophie aufnimmt und weiterführt. Im folgenden wollen wir nur auf einige wenige Aspekte eingehen, die in unserem Zusammenhang wichtig sind.

Dass die Basis der Theorie von Grice so allgemein ist, hat seinen guten Grund. Die Äusserungen von Gesprächspartnern in einer Situation sind z.T. derart unvorhersehbar, derart (scheinbar) inkohärent, dass das Verstehen aufgrund der konventionellen Bedeutung nicht zureicht. Wenn wir eine Äusserung hören wie *„Wirf doch den Fernseher aus dem Fenster“*, so haben wir zunächst ja keine Ahnung, was diese Äusserung uns sagen soll. Wir können sie rein sprachlich verstehen, wir können auch verstehen, dass es eine Aufforderung ist, zugleich wissen wir, dass diese Aufforderung *‘nicht so gemeint sein kann’*. Wie sollen wir uns orientieren? Hier formulieren die allgemeinen Maximen von Grice wichtige Elemente unserer pragmatischen Kompetenz, Steuerungs- und Orientierungsinstrumente, derer wir uns im sprachlichen Alltag intuitiv bedienen.

Ein Gespräch, Kommunikation überhaupt ist – sogar, wenn sie monologisch abläuft – eine Zusammenarbeit, eine Kooperation. Und diese Kooperation ist nur möglich, wenn wir den anderen die Fähigkeit zuschreiben, zur Sache (Maxime der Relation), klar (Modalität), wahr (Qualität) und das Nötige (Quantität) zu reden. Damit ist nicht gemeint, dass unser kommunikativer Austausch stets grossen Ansprüchen (oder auch nur Ansprüchen) genügen würde. Auch garantiert niemand, dass wir Relevantes, Wahres usw. wirklich sagen. Was die Grundlegung der Kommunikation im Kooperationsprinzip besagen will, ist, dass wir nicht anders können als uns gegenseitig ein gewisses Mass an Kohärenz, Interpretierbarkeit und damit an Rationalität zuzuschreiben, solange wir überhaupt miteinander sprechen.

Wir müssen in der Kommunikation davon ausgehen, dass die Motive und Ziele unserer Gesprächspartner prinzipiell erkennbar sind, dass sie aus dem, was unsere Partner sagen, erschlossen werden können. Und wir reagieren auf das, was wir als ihre Motive, Ziele usw. erfassen, nicht einfach auf das, was sie sprachlich formulieren. Wo uns dies nicht gelingt, wo beispielsweise jemand seine wahren Motive vor uns, zu unserem Schaden, geheimhalten kann, sprechen wir davon, dass wir getäuscht worden sind, dass der andere nicht ehrlich, dass er hinterhältig war. Er hat dann, was wir zu unserem Schaden erst im Nachhinein bemerken, in dem, was er sagte, seine wahren Intentionen nicht zum Ausdruck gebracht und uns zum Narren gehalten. Er hat sich an das Prinzip der Kooperation, nach dem wir selbst vorgehen, nur zum Schein gehalten.

Wir haben im letzten Abschnitt gesagt, die Aufrichtigkeitsbedingung für Sprechakte seien umstritten. Vor dem Hintergrund des Ansatzes von Grice können wir

dafür eine Begründung geben: Diese Aufrichtigkeitsbedingung gilt, in sehr variierendem, situationsabhängigem Mass, überall. Es ist nicht nötig, sie für jeden illokutionären Akt separat zu formulieren. Die Aufrichtigkeitsbedingung lässt sich aus dem Kooperationsprinzip ableiten; sie prägt damit die gesamte Kommunikation viel tiefer, als wenn sie bloss so relativ oberflächlich in den Verwendungsbedingungen einzelner Sprechakte formuliert wäre. Aber es ist nicht so, dass mangelnde Aufrichtigkeit direkt bewirkt, dass Kommunikation nicht zustandekommt. Vielmehr wird sie zunächst einmal eine Gegenreaktion auslösen (etwa grössere Zurückhaltung und Misstrauen, Rückzug aus bestimmten Themenbereichen). Im Extremfall wird die Kommunikation dann allerdings empfindlich gestört oder verunmöglicht.

5.4 Neuere Entwicklungen

5.4.1	Informationsstruktur	227
5.4.2	Deixis	228
5.4.3	Die Erben von Grice	229
5.4.4	Sprechakttheorie und der Begriff des Performativen	231
5.4.5	Weiterführende Literatur	232

Die neuesten Entwicklungen in der Pragmatik sind sehr vielfältig und breit gefächert. Einerseits gibt es wichtige Weiterentwicklungen in den Kerngebieten der Pragmatik wie der Theorie der Deixis (5.4.2), der Theorie der Implikaturen (5.4.3) und der Sprechakttheorie (5.4.4). Andererseits kommt es, wie z.B. in der Theorie der Informationsstruktur (5.4.1), zu einer Ausdehnung pragmatischer Fragestellungen auf benachbarte Forschungsgebiete (z.B. Grammatik, Gesprächsanalyse, Psycholinguistik, Kulturwissenschaften).

5.4.1 Informationsstruktur

Die Theorie der Informationsstruktur, die die Gliederung von Sätzen, Texten und Diskursen untersucht, gewinnt sowohl in der grammatischen als auch in der pragmatischen Forschung der 90er Jahre stark an Bedeutung (JACOBS 1992, HORN/WARN 2003). Zentral sind nach wie vor folgende Fragen: Wie muss ein Text oder eine Erzählung strukturiert sein, damit der Hörer die wichtige Information herauslesen kann? Welche Leistung muss die Sprecherin dafür erbringen? Welche Mittel werden dafür eingesetzt? Obwohl die Informationsstruktur formal an sprachlichen Mitteln festgemacht werden kann (Satzmodus, Wortstellung, Diskursmarker etc.), wird sie in erster Linie als pragmatisches Phänomen behandelt (STUTTERHEIM 1997, vgl. auch 7.9.2): Die Strukturierung geht nicht, wie vielleicht erwartet, auf grammatische Regeln zurück. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass die grammatische Ausformulierung von pragmatischen Regeln gesteuert wird und dass sie dadurch eine kommunikative Funktion erfüllt. Dieses Zusammenspiel versucht z.B. auch die funktionale Grammatik einzufangen (vgl. 2.7.2). Die Informationsstruktur wird neben den grammatischen auch durch pragmatische Mittel wie Intonation und Akzentuierung unterstützt.

Nach der gängigen Informationsgliederungsmethode in Thema-Rhema (vgl. 6.3.4) beinhaltet das Thema die alte und das Rhema die neue Information. Diese Einteilung scheidet aber gerade in diesem ihrem Hauptpunkt: Die Unterscheidung 'alt – neu' greift zu kurz.

Erstens können dadurch nicht alle empirischen Daten erfasst werden: So gibt es z.B. Sätze, die nur neue Informationen enthalten (wie *Die Rolling Stones treten morgen in Zürich auf*), oder Sätze, bei denen das im Mittelpunkt stehende betonte Element keine (im engeren Sinne) neue Information liefert (wie *Ich war in Italien, Frankreich und Spanien. FRANKREICH hat mir am besten gefallen*). Zweitens berücksichtigt die Thema-Rhema-Struktur die Informationsstruktur einzig aus Rezipientenperspektive (HörerInnen, LeserInnen).

Deshalb werden der Thema-Rhema-Gliederung (TRG) neue resp. zusätzliche Konzepte zur Seite gestellt. Es sind dies in erster Linie die *Fokus-Hintergrund*

Gliederung (FHG) und die *Topik-Kommentar-Gliederung* (TKG). Dass diese Begriffskonzepte unterschieden werden müssen, darüber ist sich die Fachwelt weitgehend einig. Wie die Klassifizierung genau vorgenommen werden muss, d.h. wofür die Konzepte genau stehen, inwiefern sie sich unterscheiden und in welchen Punkten sie sich ähneln oder sogar überschneiden, da scheiden sich die Geister – und dies bleibt wohl Thema weiterer Untersuchungen. Zur Diskussion stehen folgende Strukturierungsmöglichkeiten: a) alte Information versus neue Information, b) relevante versus weniger relevante und c) worüber wird gesprochen versus was wird darüber ausgesagt.

Eine mögliche systematische Klassifizierung, welche die unterschiedlichen Rollen von SenderIn und EmpfängerIn berücksichtigt, liefert hierzu MOLNAR (1993): Die drei Begriffskonzepte TRG, FHG und TKG und die drei Strukturierungsmöglichkeiten a) - c) werden einander eindeutig zugeordnet und ausgehend vom Organon-Modell (BÜHLER 1934, vgl. auch 6.4.1) auf drei Ebenen verteilt. Auf der Sachebene der *Darstellung* ist die Topik-Kommentar-Gliederung als 'worüber – was'-Unterscheidung anzusiedeln, auf der Senderebene des *Ausdrucks* die Fokus-Hintergrund-Gliederung als 'relevant – weniger relevant' und auf der Empfängerebene des *Appells* die Thema-Rhema-Gliederung als 'alt – neu'. Durch diese Klassifizierung soll es möglich werden, die Informationsstruktur auf Satz-, Text- und Diskursebene vollständig zu erfassen.

Bis jetzt wurden aber viele Aspekte der Informationsstruktur noch nicht vollumfänglich geklärt (so z.B. gewisse Akzentuierungsphänomene oder das Fehlen von Informationsstruktur). Auch ist eine 'Over-all'-Theorie, die phonologische, syntaktische, semantische und pragmatische Fragen beantworten könnte, bis dato nicht gegeben. Dies ist mit ein Grund, warum die Untersuchung der Informationsstruktur gegenwärtig zu den besonders aktiven Forschungsfeldern gehört.

5.4.2 Deixis

"Ich bin jetzt hier!" – Deiktische Ausdrücke wie *ich*, *jetzt*, *hier* referieren relativ zum Kontext auf unterschiedliche Personen, Zeitpunkte und Orte in der Welt (sog. *deiktische Kategorien*, vgl. auch 5.1.2 a). Um eine deiktische Äusserung verstehen zu können, muss also der Kontext, der Bezugs- oder Referenzpunkt geklärt sein: Das so genannte *deiktische Zentrum* oder die *Origo* muss für die Referenzfindung und die anschließende Interpretation festgelegt werden.

Das Konzept der Deixis ist nicht neu: Es geht bereits auf BÜHLER (1934) zurück. Neu zur Diskussion stehen heute – neben den Versuchen, verschiedene Deixisarten zu kategorisieren – deiktische Elemente als Schnittstellen-Phänomene (z.B. LEVINSON 2003).

Deixisarten

Neben den situativen Deixisarten *Personaldeixis*, *Temporaldeixis* und *Lokaldeixis* – die so genannten *demonstrationes ad oculos* (Bühler 1934) – werden zusätzliche Deixisarten postuliert, die weitere Aspekte aufgreifen und thematisieren: So verfügt bei der *anaphorischen Deixis* der deiktische Ausdruck (genau wie eine Anapher) über ein in der Rede vorangegangenes Bezugswort (*Anteze-*

dens). Die *Diskursdeixis* spielt eine Rolle für die Bezugnahme auf Vorangegangenes in einem grösseren sprachlichen Kontext, wie z.B. in einer Diskussion oder auch in einem schriftlichen Diskurs (vgl. zur Diskursanalyse 6.7.3). Die *Sozialdeixis* (LEVINSON 2000a, FILLMORE 1997) gibt Auskunft über die Relation zwischen SprecherIn und HörerIn (Respekt, Distanz, Höflichkeit etc.). Die *imaginative Deixis* (auch *Deixis am Phantasma* (Bühler 1934) genannt) kommt in Fällen zu tragen, in denen es nicht um die reale Äusserungssituation geht, sondern um eine fiktive (z.B. literarische) Welt.

Schnittstelle Grammatik: Temporaldeixis

Neben den lexikalischen Deixis-Realisierungen (wie Pronomen oder Adverbien) werden neu auch grammatische Marker (wie Person-, Numerus-, Tempus- und Modusmarkierungen am Verb) als Deixis interpretiert (ZIFONUN 1997).

Insbesondere im Bereich der Tempussemantik wird rege geforscht (FABRICIUS-HANSEN 1991, KLEIN 1992, 1994): Tempus gilt insofern als deiktisches Phänomen, als damit auf den Sprechzeitpunkt als Aspekt der Deixisorigo verwiesen wird. Die verschiedenen temporalen Verhältnisse (Zeitpunkte, Intervalle, Abläufe etc.) werden mit Bezug auf den Sprechzeitpunkt zu erklären versucht.

In erster Linie wird die Temporaldeixis zwar durch Tempusadverbien (*jetzt*, *morgen*, *nächsten Monat* etc.) ausgedrückt, die Markierung am Verb kann aber ebenfalls als Temporaldeixis dienen: In *ich spazier-t-e* zeigt das *-t-* an, dass das Ereignis vor dem Sprechzeitpunkt in der Vergangenheit liegt.

Schnittstelle Soziolinguistik: Sozialdeixis

Bei der Sozialdeixis geht es nicht darum, ein situatives Zentrum festzulegen, sondern die soziale Ebene, das Verhältnis zwischen SprecherIn und HörerIn (und deren Umgebung) durch sprachliche Markierung auszudrücken. Hier wird also wie in der Soziolinguistik nach den sprachlichen Realisierungen von sozialen Gegebenheiten gefragt: Der soziale Status oder die soziale Relation wie Distanz/Nähe, Respekt, Gesellschaftsschicht, soziale Stellung u.ä. kann durch einen sozialdeiktischen Operator (*Honorifikum*) ausgedrückt werden.

So kann z.B. die Wahl der Pronomen (*du* resp. *Sie*) als deiktisches Element für die Markierung von Nähe resp. Höflichkeit/Respekt gedeutet werden. Je nach Anrede kann z.B. auch auf die besondere Stellung oder das Verhältnis geschlossen werden (*Herr Bundeskanzler*, *Frau Lehrerin* etc.). Von besonderem Forschungsinteresse sind diesbezüglich auch die kulturell bedingten Unterschiede im Gebrauch von Honorifika (vgl. HAASE 1994, SHIBATANI 1999).

5.4.3 Die Erben von Grice

Die intensive und kontroverse Debatte um die Theorie der konversationellen Implikaturen von GRICE (1975) führte zu verschiedenen Modifikationen des ursprünglichen Maximenkatalogs und zu einer weiteren Differenzierung der Implikaturtypen. So wurden von BROWN/LEVINSON (1987) Prinzipien der Höflichkeit eingeführt, die mit den Konversationsmaximen interagieren. Dieser für die Höflichkeitsforschung sehr einflussreiche Ansatz regte eine fruchtbare Diskussion an, insbesondere mit typologischen und interkulturellen Fragestellungen (vgl. KASPER 1994). Die zentralen Weiterentwicklungen der griceschen Theorie

lassen sich in zwei Hauptrichtungen unterteilen: solche, in denen die Anzahl der Maximen reduziert wird wie z.B. in der *Theorie der Generalisierten Konversationellen Implikaturen* (LEVINSON 2000b) und solche, in denen die Maximen durch andere Prinzipien ersetzt werden wie z.B. in der *Relevanztheorie* (SPERBER/WILSON 1986, 1995²).

Theorie der Generalisierten Konversationellen Implikaturen

Die *Theorie der Generalisierten Konversationellen Implikaturen (GCI)* kann – trotz wichtiger Neuerungen – als direkte Fortsetzung des griceschen Programms (vgl. 5.3.1) angesehen werden und wird daher oft als *neogricesch* bezeichnet. Im Zentrum der Theorie der GCI stehen die – bereits von Grice eingeführten – *generalisierten konversationellen Implikaturen*. Dabei handelt es sich um konversationelle Implikaturen (vgl. 5.3.1), die weitgehend unabhängig vom spezifischen Kontext der Äußerung erschlossen werden können.

So hat zum Beispiel das Indefinitpronomen *einige* weitgehend kontextunabhängig die Implikaturbedeutung ‘nicht alle’: *Einige Kinder bestanden den Test.* – ‘Nicht alle Kinder bestanden den Test’. Dass es sich tatsächlich um eine konversationelle Implikatur handelt, d.h. um etwas zusätzlich Erschlossenes, sieht man daran, dass die Implikatur ‘nicht alle’ durch eine entsprechende Erweiterung verhindert werden kann: *Einige Kinder bestanden den Test, ich glaube sogar alle.* Das unterscheidet Implikaturen von Präsuppositionen.

Die generalisierten konversationellen Implikaturen werden auf der Grundlage von drei allgemeinen pragmatischen Prinzipien abgeleitet. Das *Q(uantitäts)*-, das *I(nformativitäts)*- und das *M(arkiertheits)*-Prinzip ersetzen die vier griceschen Maximen. Diese Schlussprinzipien (*heuristics*) zielen nicht wie die ursprünglichen Maximen bei Grice auf das Erschliessen der Sprecher-Intention ab, sondern beschreiben in Begriffen der Informativität und Stereotypizität, wie Sprache normalerweise gebraucht wird.

Relevanztheorie

In der *Relevanztheorie (RT)* wird Kommunikation nicht mehr wie in (neo)griceschen Arbeiten als rationale Handlung, sondern als kognitiver Prozess der Informationsverarbeitung angesehen. Deshalb werden die vier griceschen Konversationsmaximen unter einem allgemeinen kognitiven Prinzip – dem *Relevanzprinzip* – zusammengefasst. Dabei handelt es sich nicht um die Konversationsmaxime *Sei relevant!*, sondern um ein übergeordnetes Prinzip, das die allgemeine Funktionsweise der menschlichen Kognition beschreibt. Nach Auffassung der RT tendiert das menschliche kognitive System dazu, eine Balance zwischen Aufwand und Effekt in der Kommunikation zu bewahren. Das geschieht durch eine Minimierung des Aufwands in der Äußerungsverarbeitung (*cognitive effort*) und der gleichzeitigen Maximierung des Informationsgewinns (*cognitive effect*). Eine sprachliche Äußerung, die diese Bedingung erfüllt, wird als *optimal relevant* bezeichnet. Wann eine Äußerung optimal relevant ist und einen positiven kognitiven Effekt erzeugt, hängt weitgehend von den individuellen Wissensbeständen der Hörerin und ihren Annahmen über den aktuellen Kontext ab.

Das Interesse der nachgriceschen Forschung richtet sich nun nicht nur auf die Art und Anzahl der Prinzipien, die das Erschliessen pragmatischer Bedeutungsanteile steuern, sondern betrifft auch ganz grundlegend den Anteil pragmatischer

Schlüsse an der Gesamtbedeutung einer Äußerung; d.h. zur Diskussion steht das Verhältnis von Semantik und Pragmatik. Die von Grice vorgeschlagene strikte Trennung des *Gesagten (what is said)* vom *Implizierten (what is implicated)* wird von den meisten neueren Arbeiten zurückgewiesen. Allgemein wird ein engeres und differenzierteres Verhältnis zwischen der semantischen und der pragmatischen Ebene angenommen und pragmatischen Schlüssen wird eine grössere Rolle bei der Bedeutungsbestimmung zugeschrieben. Wie semantische und pragmatische Bedeutungsanteile voneinander unterschieden werden können und welche Art von pragmatischen Schlüssen letztendlich zur Bedeutung einer Äußerung führen, wird weiter intensiv diskutiert.

5.4.4 Sprechakttheorie und der Begriff des Performativen

In der neueren Forschung der Sprechakttheorie werden weiterhin klassische Fragen diskutiert. So sind zur Klassifizierung von Sprechakten bzw. von illokutionären Akten verschiedene alternative Vorschläge gemacht worden, die u.a. grammatische und typologische Aspekte stärker berücksichtigen (vgl. BRANDT et al. 1992, TZOHATZIDIS 1994). Das Forschungsinteresse richtet sich aber auch auf eine mögliche Anwendung der Sprechakttheorie auf bisher ausgeklammerte Bereiche wie die Text- und Gesprächsanalyse (vgl. Tzohatzidis 1994). Die derzeit umfassendste Weiterentwicklung der Sprechakttheorie ist die *Illokutionäre Logik (illocutionary logic)* von VANDERVEKEN (1990, 1991). Vanderveken zielt auf eine formale Modellierung der Sprechakte ab. Er definiert ein detailliertes logisches System, um illokutionäre Akte kompositional zu analysieren. Zudem versucht er, die Sprechakttheorie auf die Analyse von Gesprächen auszudehnen (vgl. VANDERVEKEN/KUBO 2001).

Die vielleicht wichtigste und komplexeste Diskussion – die weit über die linguistische Pragmatik hinausgeht – betrifft explizit performative Äußerungen (wie *Ich verspreche Dir pünktlich zu sein*) und den Begriff des Performativen. Der sprachakttheoretische Begriff *performativ* bzw. *Performanz* geriet dabei in den letzten Jahren zunehmend in den Brennpunkt sprachphilosophischer und kulturwissenschaftlicher Debatten und hat sich mit einer deutlichen Bedeutungsverschiebung zu einem ‘umbrella term’ der Kulturwissenschaften entwickelt (WIRTH 2002). In der linguistischen Debatte steht vor allem die Frage im Zentrum, ob performative Äußerungen als direkte Sprechakte (5.2.2) oder indirekte Sprechakte (5.2.6) zu analysieren sind (vgl. Tzohatzidis 1994, GREWENDORF/MEGGLE 2002). Die sprachphilosophische Kritik knüpft demgegenüber an die Frage nach den Glückensbedingungen von performativen Sprechakten an (vgl. 5.2.4). Dabei geht es zum einen um die subjektiven und sozialen Bedingungen für das Gelingen von Sprechakten als der Basis sozialer Praktiken (vgl. KRÄMER 2001). Zum anderen wird die Bedingung der Aufrichtigkeit für das Gelingen von Sprechakten in Frage gestellt (DERRIDA 2001). Danach besteht zwischen einem ernsthaften und einem inszenierten Versprechen (z.B. in einem Theaterstück) kein grundlegender Unterschied. In beiden Fällen werden sprachliche Zeichen *zitiert* und verbinden auf diese Weise ihre vorherigen Verwendungen mit dem aktuellen Kontext (vgl. 7.9.1). Die Idee des ‘Zitats’ wird von den Kulturwissenschaften aufgegriffen. Jede Äußerung wird immer auch als (thea-

tralische) Inszenierung – als *Performance* – betrachtet. In den *Gender Studies* wird die Idee der Inszenierung auf die Konstituierung der Geschlechtsidentität ausgeweitet (BUTLER 1997).

5.4.5 Weiterführende Literatur

Einführungen und Handbücher: Gut zu lesende Einführungen sind Meibauer (1999), Ernst (2002), Yule (1996) zum Teil mit Übungen und weiterführenden Lesehinweisen. Verschueren (1999) vertritt einen weitgefassten Pragmatikbegriff. Soziale Aspekte des Sprachgebrauchs fokussiert Mey (1993). Mit Levinson (2000a) liegt eine Neuübersetzung des Klassikers von 1983 vor. Verschiedene neue Handbücher (Horn 2003, Mey 1998, Verschueren 1995-2001) geben einen breiten Überblick über die sehr heterogenen Interessen innerhalb der pragmatischen Forschung; grösstenteils klassische Aufsätze versammeln Kasher (1998) und Davis (1991).

Informationsstruktur: Verschiedene neuere Artikel zur Informationsstruktur bietet Jacobs (1992), mit einer informativen und gut verständlichen Einleitung. Den Schwerpunkt auf mündliche Textstrukturen setzt in ihrer Einführung Stutterheim (1997). Für die Unterscheidung in FHG und TKG argumentiert Molnar (1993). Die neuesten Arbeiten zur Diskursorganisation sind im Pragmatik-Handbuch von Horn/Wam (2003) zu finden. Die Grundzüge der Informationsstruktur sind ausserdem nachzulesen in Meibauer (1999). Zu einzelnen Phänomenen und Teiltheorien der Informationsstruktur vgl.: für einen kognitiven Ansatz zur Informationsgliederung Lambrecht (1994), für die sog. Alternativensemantik Rooth (1996), für den sog. Quästio-Ansatz Klein/Stutterheim (1987).

Deixis: Die Theorie der Deixis geht in ihren Grundzügen auf Bühler (1934) zurück. Gute Einführungen finden sich in Levinson (2000a) und in Meibauer (1999). Fillmore (1997) ist eine übersichtliche Einführung auf Englisch. Der Handbuchartikel von Levinson (2003) stellt die Grundzüge der Theorie und den neuesten Stand der Forschung zusammen. Wichtige Arbeiten zur Tempussemantik sind Fabricius-Hansen (1991) und Klein (1994). Modus als deiktische Kategorie wird in Zifonun (1997) dargestellt. Ehrlich (1992) behandelt temporale Adverbien. Die Sozialdeixis, insbesondere im Sprachenvergleich, führen unter anderem Haase (1994) oder Shibatani (1999) aus.

Implikaturen: Grundzüge der Theorie der GCI finden sich in Horn (1984) sowie Levinson (1987). Levinson (2000b) beinhaltet neben einer anspruchsvollen Einführung vor allem eine enzyklopädische Sammlung von Phänomenen, die in diesem Rahmen bisher behandelt wurden. Rolf (1997a) ist eine umfangreiche kritische Diskussion des griceschen Programms; die radikalste Kritik am griceschen Ansatz formuliert Davis (1998). Sperber/Wilson (1995²) ist die überarbeitete und erweiterte 2. Auflage des Klassikers zur RT von 1986. Eine gute Einführung in die RT bieten Blakemore (1992) sowie der Handbuchartikel von Wilson/Sperber (2003), der zudem den neuesten Forschungsstand skizziert. Die nach wie vor umfassendste Einführung in die Höflichkeitstheorie von Brown/Levinson ist Brown/Levinson (1987). In Kasper (1994) findet sich ein Überblick über verschiedene Aspekte der Höflichkeitsforschung. Dufon (1994) ist eine nützliche Bibliografie zum Bereich Sprache und Höflichkeit.

Sprechakttheorie: Allan (1994) gibt einen guten Überblick über Grundzüge und Entwicklungen der Sprechakttheorie. Gut lesbare Einführungen sind Rolf (1997b) und Hindelang (2000³). Neue Arbeiten zum aktuellen Forschungsstand sind in Tzohatzidis (1994) versammelt. Die grundlegende Arbeit zur illokutionären Logik ist Vanderveken (1990, 1991). Eine gute Einführung bieten Rolf (1997a) und Vanderveken/Kubo (2001), in dem sich auch verschiedene neuere Aufsätze zu diesem Bereich finden. Einen sehr umfassenden Überblick zur Diskussion des Performanzbegriffes gibt Wirth (2002) und Parker/Sedgwick (1995). Krämer (2001) versammelt sprachphilosophische und sprachtheoretische Beiträge zum Verhältnis Sprache-Sprechen sowie zum Performanzbegriff.

Teil II